Die Erfüllung

des

Christenthums.

Von

Wilhelm Jordan.

Ἔστι δὲ πίστις ἐλπιζομένων ὑπόστασις.

Frankfurt a. M., 1879.
W. Jordan's Selbstverlag.
Leipzig: F. Volckmar.

Die Erfüllung

des

Christenthums.

Von

Wilhelm Jordan.

Ἔστι δὲ πίστις ἐλπιζομένων ὑπόστασις.

Frankfurt a. M., 1879.
W. Jordan's Selbstverlag.
Leipzig: F. Volckmar.

Druck von Kumpf & Reis in Frankfurt a. M.

Inhaltsübersicht.

Präludium S. 1—13.

Richtung und Anordnung der Schrift S. 14—22.

Erster Gang S. 25—114.

1. Vorwurf der Halbheit gegen die Religion meiner Poesie seitens eines Straußianers. 25—27.

2. Entgegnung. Der straußische Grundirrthum. Die Christenheit. 27—31.

3. Duplik des Straußianers. Abriß des Werdeganges unserer Cultur zum Beweise der Unchristlichkeit der Wissenschaften. 31—42.

4. Zustimmung zu diesem Abriß und Widerlegung der gezogenen Schlüsse. Was ist Christenthum? Metamorphose ist nicht Untergang. 42—53.

5. Vergleiche. Türken. Chinesen. 53—61.

6. Geburt der Wissenschaft aus der Religion. Kosmogonieen. Dogma und Theorie. Was die Wissenschaft der mosaischen Schöpfungssage verdankt. Monotheismus und Monismus. — Beiläufiges über die Antinomie der Endlichkeit und Unendlichkeit der Welt. 61—85.

7. Keime der Naturwissenschaft in der hebräischen Naturpoesie. Psalmen. Hiob. Analyse und Klarlegung der Tendenz dieser Dichtung. 85—99.

8. Völlige Abwendung des Neuen Testaments vom Naturproblem. 100—103.

9. Womit dennoch das Christenthum unsere Hochcultur gefordert und gezeugt, und warum nur die Christenheit sie zu voller Entfaltung gebracht hat. Das neue Ideal. Bedeutung des Wunders. 103—114.

Zweiter Gang S. 114—331.

1. Vorwürfe der Antichristlichkeit seitens eines altgläubigen Theologen. 117—128.

2. Für welche Leser der Verständigungsversuch bestimmt ist. Nicht für Diejenigen, denen die Verjüngung des Christenthums kraft der poetischen Wahrheit seiner heiligen Sage aus gleichen Gründen ebenso mißliebig und thöricht erscheinen muß, wie meine Erneuerung des Epos durch dieselbe Verklärung unserer nationalen Sage. 135—141.

3. Der Vorwurf der Objectlosigkeit. Wesen der Andacht. Der theologische Selbstbetrug. 135—141.

4. Belege für die Unterschätzung der Fassungskraft des Volkes. 135—146.

5. Die Religion als Helferin und Trösterin im Unglück. Meisterschaft der Noth. Naturgrausamkeit die Züchterin der Uebernatur. Glückslehre. 147—157.

6. Theologie des geocentrischen Irrthums. Der Mächer. Das kosmisch falsche Phantasiebild ein Wahrheitsträger. Schaffen und Werden. Das Räthsel des Lebensbeginnes; seine Lösung durch Wunder unerlaubt. 157—165.

7. Biblisches Christenthum und Naturwissenschaft. 165—167.

8. Das Bekenntniß der Unfindbarkeit Gottes seitens der Naturwissenschaft kein Atheismus. Andere und einzige Quelle der Gotteswissenschaft. 167—174.

9. Die Wissenschaft des dritten Reichs. Uebersetzung der Heilswahrheiten aus der Kindersprache der Epochen geocentrischen Irrthums in die Mannessprache der wissenschaftlichen Erkenntniß. 174—179.

10. Mitarbeit der Poesie an dieser Uebersetzung. Gottessohnschaft. Auferstehung. Wiedergeburt des Fleisches. Persönlichkeit Gottes und Personation. 179—188.

11. Poesie als Offenbarerin. 188—192.

12. Der Vorwurf des Atheismus und der Verwerfung der Lehren von Buße, Bekehrung, Sünde, Erlösung zurückgewiesen. 192—196.

13. Zum altbiblischen verhält sich der verjüngte Glaube, wie zur Astrologie und Alchymie die Astronomie und Chemie. 196—207.

14. Der „sittliche Fleck." Modern und Mode. Verwerflichkeit des Modernen erkennbar an den kleinen Makeln allerhöchster Kunstwerke. Die Geschichte der Poesie ein Complex der Wissenschaften des dem Reich der Naturwissenschaften gegenüberstehenden Reiches. Der werdende Glaube. Die Gottesschädiger. Was ich verlange. 207—221.

15. Das Problem der Praxis. 221—224.

16. Die Unitarier in Amerika. Ihre Kirche. Eröffnendes Gebet. Predigt; Unsterblichkeitslehre. 224—234.

17. Schonung für die Nachzügler. Weg zur Heilung. 234—243.

18. Was ich bei den Unitariern vermißte. Historische Richtigkeit und poetische Wahrheit. Forderung, nicht nur Jesum den Menschen, sondern auch Christum den Gott zu predigen. Wie das zu vereinigen. Die Personation. 243—256.

19. Segenskraft des Ceremoniells. 256—260.

20. Die Taufe. 260–264.

21. Die Trauung. Die Texte der christlichen Urkunden unzureichend zur Weihe der Ehe. Unterschätzung der Ehe seitens des Urchristenthums. Unwürdige Auffassung in der Lehre des Paulus. Herrlichste Kleinodien zur Heiligung der Liebe im Alten Testament. Das Lob der tugendsamen Frau. Das Hohelied. Die schlimmste Verirrung der alten Christenlehre. 264–277.

22. Das Abendmahl. Schilderung einer neuen Art seiner Feier. Der Lehrvortrag. Das Mysterium des Opfers und des leidenden Gottes. Der Weitblick des Jesaja. Die Meinung Jesu. Gleichniß vom Kelch und Brot als Keim des christlichen Opferdogmas. Dessen Wahrgehalt. Geburt des Gewissens. Sein Gebot übernatürlich und überverständig. Wahrgehalt der Opferung Gottes durch Gott. Einschaltung des Teufels. Umkehrung der Erlösungslehre. Auch das Weltall eine Passion Gottes. Unsere Opferpflicht. Das Bild Jesu. Wahrgehalt des Dogmas von der Verwandlung des Brotes und Weines. 277–331.

Präludium.

1.

Dein Isisschleier ist gefallen,
Natur! Wir sehn dich Sterne ballen
Aus milchig blassem Weltendunst.
Noch fragen wir: wie keimt das Leben?
Doch ist erlauscht dein Weiterweben,
Das Räthsel deiner Meisterkunst.

Nun grinst den stolzen Welterrather
Ein Baumthier an als Aeltervater,
Als dessen Ahn ein armer Wurm,
Als Urahn endlich eine Zelle,
Geknospt, als unter warmer Welle
Sich barg der Chaosgluthensturm.

Was frommt's, die Forscher auszuzischen
Die keck die Formen schon dazwischen
Wie Perlen reih'n auf ihre Schnur?
Der Leiter Fuß- und Gipfelsprossen
Sind zweifellos und aufgeschlossen
Das Hauptgeheimniß der Natur.

Der Isisschleier ist gefallen;
Des Menschen Ziel nach kurzem Wallen
Auf Erden ist der Erde Schooß.
Verwehrt hinfort ist ihm, zu träumen,
Es harre sein in Himmelsräumen
Ein zweites und erhöhtes Loos.

Ist wahr der Priesterspruch geworden:
„Der wird sein Lebensglück ermorden
Wer dieser Göttin Bild entschürzt?"
Ist nach hinweggezognem Schleier
Der ungestüme Wahrheitsfreier
Gelähmt, verzweifelt hingestürzt?

Die Priester zwar bejahn's und fluchen,
In Sorge, daß mit Opferkuchen
Bald mehr und mehr die Menge kargt.
Doch lachend ruft der kühne Werber:
„So war's nur Das, ihr Spielverderber,
Was ihr so ängstlich uns verbargt?

„Uns, die wir Euch zur Schöpfungskrone
Nur stracks getöpfert sind aus Thone,
Uns dünkt der Umweg ehrenhaft,
Der Wurm im Stammbaum selbst kein Tadel;
Wir sagen stolz: den höchsten Adel
Erwarb uns Erb- und Eigenkraft.

„Daß Himmelsluft uns nicht beschieden,
Das spornt und stärkt die Kunst, hienieden
Dem Glück ein wohnlich Haus zu baun.
Zu diesem Stein an Stein zu fügen,
Dies vollste, lauterste Genügen
Verbittert uns kein Grabesgraun.

„Natur, dein Schleier ist gefallen;
Vom feigen Angsttraum des Vasallen
Der Mensch als Herrscher aufgewacht;
Nur um die Sklavenangst zu mildern
Berauscht' er sich an Gaukelbildern —
So laßt sie schwinden mit der Nacht."

2.

Doch ach, durchschrillt die Siegestage
Der Menschheit nicht so laut die Klage:
Ihr Freudenschatz sei fast verthan?
Die Kraft des Glückgefühles stumpfe
Sich ab mit jeglichem Triumphe
Mit welchem wir der Allmacht nahn?

Vermagst du hoch im blauen Aether
Mit gleicher Sehnsucht wie die Väter
Noch nachzuschaun dem Kranichzug?
Was sie geträumt in Wundermären,
Wir können's nüchtern uns gewähren:
Du zahlst — und thust gleich schnellen Flug.

Nur Unerreichtes ist uns Werthes
Und nur Gesuchtes, Unerklärtes
Vergnüglich, reizend, wundersam.
Erstaunlich Großes ist erworben,
Die schöne Sehnsucht hingestorben,
Die Seele matt und wunscheslahm.

Der afterweise Hohn und Jammer
Der sinnverbohrten Weltverdammer
Beherrscht den Markt als Lieblingskost.
Die Jugend saugt aus Schopenhauer
In's welkgeschulte Hirn die Trauer,
In's laue Herz den Freudenfrost.

Der Schüler greift zum Pulvertode,
Der heut beliebten Kurmethode
Zu schnell verbrauchten Rückenmarks.
In bitterm Ernste gar zu meinen
Scheint Herr von Hartmann das Verneinen
Des Lebens- und des Weltenquarks.

Ihn lüstet's, praktisch aufzutreten:
Erst anzubohren den Planeten
Bis in den tiefsten Urgranit,
Sodann mit einem Riesenknacke
Die taubgewordne Sonnenschlacke
Zu sprengen mittelst Dynamit.

Nicht ganz so kühn die Daseinsplage
Mit selbstbesorgtem jüngstem Tage
Zu heilen räth die Schaar Lassalles:
„Petrolet Kirchen und Paläste;
Dann schwelge Paradiesesfeste,
Erlöstes Volk des Erdenballs."

Hier Ueberdruß, dort, kaum zu dämmen,
Die Hungerwuth und Gier, zu schlemmen:
Da liegt das doppelte Gebrest
Das markverzehrend eingerissen
Seitdem wir mächtig sind und wissen. —
Wo bleibt der Arzt für diese Pest?

3.

Uns bieten abgestandne Lake
Als Balsam an die Ehrenknake
Und sagen einfach: Kehret um!
„Der alten Frömmigkeit entrafften
Uns offenbar die Wissenschaften:
Genesen wollt Ihr? Werdet dumm!

„Lehnt stolz gleich uns das süße Gift ab,
Die Wahrheit schaffet mit der Schrift ab,
Schlagt Newton todt mit Josua.
Der Teufel und die Hölle schrecke
Von Sünden ab uns Madensäcke,
Und gute Zucht ist wieder da.

„Was hindert uns, zum Himmelssaale
In diesem Erdenjammerthale
Ein Probezuchthaus nur zu sehn?
Nur die verwünschte Sternenkunde!
Drum fort mit diesem eiteln Schunde,
So kann er droben wieder stehn."

4.

So trotzen diese Zionswächter
Dem allgemeinen Hohngelächter
Und thun die neue Welt in Acht.
Zumeist sind's diese schwarzen Herren
Die uns des Heiles Pforte sperren;
Doch werden sie nicht fort gelacht.

Ob Uns auch ihre bittre Lauge
Zum Kostgewürz nicht länger tauge,
Gesundheitsalz enthält sie doch.
Dies scheidet aus der trüben Sole,
Das Ideal aus dem Idole
Und — abgeschüttelt ist ihr Joch.

Seht, was vom Glauben schon erfüllt ist
Seit uns Natur zum Dienst enthüllt ist,
Doch merkt zugleich, noch fehle viel.
Gefährlich auch sind Zauberwaffen;
Wir würden bald bequem erschlaffen,
Vergäßen wir sein fernes Ziel.

Das Volk ist siech und rasch verachtet
Das nicht nach Unerreichtem trachtet
Und ihm vor Gott sich festlich weiht.
Das deutsche Reich ist aufgerichtet,
Der deutsche Glaube ungelichtet —:
An's Werk! Es ist die höchste Zeit.

5.

Ihr ließt euch gern von mir erbauen
Wann ich die Hörer zwang, zu schauen
Ein fast vergessnes Sagenreich.
Aus welcher Wunderquelle hatten
Sich frisch getränkt die Heldenschatten
Mit warmem Lebensblut für Euch?

Ihr fühltet Mitleid, weintet, lachtet;
Ihr habt bewundert und verachtet,
Gebebt bei Sigfrids Todesschrei.
Euch störte nie die Narrenfrage
Ob denn die Nibelungensage
Auch wirklich einst geschehen sei.

Ihr merktet, in der Sage dichte
Das Volk sich vor, was spät Geschichte
An Kampfs- und Arbeitsfrüchten trägt.
In euern Herzen lebend walten
Empfandet ihr, was zu Gestalten
Der Ahnen Lieder ausgeprägt.

Die Liedersaat trug volle Garben
In unserm Volk. Dies gab die Farben,
Dies gab die rechten Züge her
Um treu und lebenswahr zu bilden
Die Hagen, Hildebrant, Brunhilden
Der neu erfüllten alten Mär.

Durch die Jahrhunderte beständig
Sind ihre Muster noch lebendig
In Euch, dem heutigen Geschlecht.
Unsterblich blieb im deutschen Muthe
Sigfrid der Held, — und waltet Ute
Nicht tausendfach noch treu und echt?

So spürtet ihr, daß Offenbaren
Die Dichtung sei des Ewigwahren,
Das stets nur wird, nie fertig ward,
Ein Gleichnißbild, in dem das Schreiten
Der Gottheit durch die Flucht der Zeiten
Die Kunst nur zeigt als Gegenwart.

6.

Doch laut erhob sich flugs Gescheite,
Als ich gemeint, das gleiche gelte
Auch von der fremden Gottesmär.
Zu Wodan stellen und den Nornen
Den Gott am Kreuz im Kranz der Dornen
Hieß Frevel, unverzeihlich schwer.

Wie hoch ich auch den Mann der Milde
Verehre, der zum Musterbilde
Und Gott im Glauben sich verklärt —:
Daß Er auch seines Throns Errichtung
Verdanken soll der Völker-Dichtung,
Das schmäht man lästerlich verkehrt.

So schalten mich die Bibelfrommen.
Nicht minder laut hab' ich vernommen
Von anderen den hellen Hohn:
Ein Dichter unsrer Tage spreche
Vermuthlich nur aus Altersschwäche
Vom Glauben an den Gottessohn.

Drum steig' ich vom Poetenstuhle
Hinab nun in den Streit der Schule
Zum vielverlangten Gegenwort.
Es klärt vielleicht vom Weg zum Frieden
Nach langem Streit, zum Heil hienieden
Für manchen Blick die Nebel fort.

Anstatt die Herzen zu vergiften
Mit Hader, was nach alten Schriften
Des Glaubens rechte Lehre sei,
Erkennet an lebend'gen Zeichen
Was heut in dieses Glaubens Reichen
Sein Ruhm und ihre Ehre sei.

Merkt, auch die Gottessage dichte
Der Menschheit vor, was die Geschichte
Mit Kampf und Arbeit spät vollzieht.
So wird's euch endlich offenbar sein
Es könne Das nur ewigwahr sein,
Was immerdar und nie geschieht.

Richtung und Anordnung dieser Schrift.

Wer unsere Soldaten in Maschenhemde oder Turnierpanzer stecken, sie mit Feldschlangen und Luntenflinten, oder gar mit Widdern, Ballisten und Flitzbögen bewaffnen wollte, der würde als närrisch ausgelacht werden.

Nicht lachen aber sollen wir über die Zumuthung, im weit schärfer gewordenen Kampf eines gänzlich verwandelten Lebens unser Gemüth gegen Trübsal genügend gerüstet, unser Pflichtgefühl zum Sieg über weit stärker gewordene Versuchungen genügend bewaffnet zu wähnen mit der unverwandelten Religion des Zeitalters der Lunten-, ja, der Bogenschützen.

Wir sollen einen Cultus erbaulich finden, der unseren durch Meisterwerke jeglicher Kunst verwöhnten

Sinnen reizlos und selbst abstoßend geworden ist. Wir sollen unser Andachtsbedürfniß befriedigen mit Vorstellungen von Gott und Welt, die nur möglich waren, so lange der Mensch der Natur unwissend und ohnmächtig gegenüberstand. Nichts Geringeres wird uns damit angesonnen, als zu vergessen, daß es eine Astronomie gibt, eine Geologie, eine von beiden gewonnene wohlbegründete Lehre vom Werden der Welt, eine Chemie nicht nur der Erdenstoffe, sondern selbst der Himmelskörper, eine Wissenschaft endlich von der Entwicklung des Lebens und der Herkunft unseres Geschlechts.

Für uns sind die Erde, die Sonne und die Planeten zuverlässig gewogen worden. Uns ist es geläufig, mit dem Lichtstrahl zu zeichnen, mit dem Blitze zu schreiben, mit dem Glasprisma vor dem Fernrohr die im Sirius und Aldebaran glühenden und verdampften Metalle und selbst das Gas eines Nebelflecks in Weiten von Jahrtausenden Lichtzeit zu erkennen. Uns hat sich die Erhaltung der Energie als Weltgesetz offenbart; die lückenlose Verkettung von Ursachen und Wirkungen ist längst das Einmaleins

unserer Vernunft. Und wir sollten das absurde Pochen auf die Geschichtlichkeit unmöglicher Begebenheiten nicht unerträglich finden? Wir sollten uns Erbauung holen können, wo man das Gottesdrama immer noch spielen läßt auf der dreistöckigen Bühne eines Himmels, einer Erde und einer Hölle, von denen selbst der Inhaber bescheidenster Kalenderkenntnisse nur mit bedauerndem Achselzucken predigen hört?

So hat das Zurückbleiben der Religion um Jahrhunderte eine Abwendung der Gebildeten von ihr verschuldet, der sich täglich mehr auch die Masse des Volkes anschließt. Diese Abwendung ist nicht stehen geblieben bei der so begreiflichen als verzeihlichen Kirchenflucht, welche die Geistlichkeit erzwungen hat mit ihrem Beharren bei ungenießbar gewordener Lehrweise und der Forderung vernunftwidriger Bekenntnisse.

Schon griff im Kreise der wissenschaftlich Erzogenen die Meinung um sich, das Zeitalter der Religionen sei überhaupt vorüber; was an deren Stelle zu treten habe, werde man nur sehr uneigentlich als Religion bezeichnen dürfen; das Christenthum

namentlich habe seine letzte Phase hinter sich; mit dem Aussterben der in schnellem Schwinden begriffenen Nachzüglerschaft seiner Anhänger werde es nach etlichen Generationen selbst zu den Todten versammelt sein.

Sein berühmter Kritiker hat bei Hunderttausenden Zustimmung gefunden zur Verneinung der Frage: sind wir noch Christen? Kaum weniger zur halben Verneinung der anderen: haben wir noch Religion? Denn nicht ohne merkliches Widerstreben, als ob er damit, zur Schonung ängstlicher Gemüther, nur abgeschwächt heraussagen wolle was er eigentlich meine, hat er diese dahin beantwortet: daß Pflege und Genuß der Poesie, der Musik, Malerei, Sculptur und Baukunst, also Arbeit und Freude im Dienst des Idealen, auch eine Art von Cultus, die Erforschung und bewundernde Betrachtung des Universums ein Aequivalent des verlorenen Glaubens an Gott, die Ergebung in das unverbrüchliche Naturgesetz eine genügende Stellvertreterin der religiösen Tröstungen, die Erkenntniß der Unentbehrlichkeit der Sittengesetze ein deckender Ersatz für die eingebüßte Vorstellung sei, durch den Gehorsam gegen ähnliche, aber übernatürlich offenbarte

Gebote, Beifall und Belohnung von ihrem unsichtbaren Urheber zu verdienen.

Neuerdings aber hat eine Umkehr von diesen Meinungen begonnen. Jene Surrogate erwiesen sich sehr machtlos, die Selbstsucht zu bändigen und einen Rest von Pflichtgefühl wirksam zu erhalten, als die ruchlose Gier nach schneller Bereicherung während des jüngst erlebten Gründerschwindels wie eine furchtbare Epidemie mit wenigen Ausnahmen alle Besitzenden und Gebildeten fast der gesammten Christenheit ergriffen hatte. Seitdem sie zu einem so noch niemals erlebten allgemeinen wirthschaftlichen Krach geführt hat; seitdem wir so manchen Concert- und Theaterstammgast, so manchen mit der Poesie vertrauten, Statuen und Bilder kaufenden und pallastbauenden Kunstmäcen als Bankdirector, Verwaltungsrath u. dergl. auf der Anklagebank haben sitzen gesehen und sie verlassen als verurtheilter Verbrecher oder gebrandmarkter Schurke; seit ein Theil der besitzlosen und ungebildeten Masse, von jener Pest nur noch widerstandloser angesteckt, mit ihrem Surrogat der verlorenen Religion, dem Aberglauben an die Glückseeligkeit durch gleiche

Bemessung der Genüsse, drohend Ernst gemacht und die Staaten gezwungen hat, der Zerstörung unserer Cultur und Gesittung vorzubeugen durch Verfehmung des Socialistenevangeliums; seit uns die frechen Bekenntnisse der Nihilisten und Königsmörder einen Abgrund zuchtloser Verkommenheit grauenvoll beleuchtet haben: seitdem ist die Erkenntniß wieder in rascher Zunahme begriffen, daß ein Volk ohne Religion kein geringerer Widersinn ist als ein Volk ohne Sprache.

Zu dem weithin tönenden und eindringlichen Wort von höchster Stelle: daß nur von religiöser Zucht die Heilung der tiefen Schäden der Gegenwart zu hoffen sei, haben auch die eifrigsten Vertreter der Gegenrichtung schweigen müssen und der großen Mehrheit war es aus dem Herzen gesprochen.

Kann aber dieser Spruch gemeint gewesen sein als Aufforderung, zurückzukehren zu Bekenntnißformeln die mit unserer Bildung unverträglich geworden sind? Gewiß nicht! Denn er kam aus dem Munde desselben weit vorausblickenden Monarchen, der geraume Zeit fast allein frei gewesen war von dem Aberglauben, daß eine vor fünfzig Jahren be-

währte Heeresverfassung auch heute noch genügen müsse, und seine vereinsamte Ueberzeugung gegen die Meinung der Gesammtheit, aber zu ihrem Heil durchgesetzt hat um das Werkzeug unserer Wiedergeburt zu schaffen. Von Ihm wurde dieser Spruch gerichtet an Lehrer und Verwalter der Religion und enthielt also unzweifelhaft die Mahnung, zu sorgen, daß die Religion wieder fähig werde, zu erziehen und sittlich zu zügeln. Was er fordert ist, kurz gesagt, eine zweite Reformation, welche den Heilswahrheiten des Christenthums eine Fassung finde, die keine von den gesicherten Offenbarungen der Wissenschaft verleugnet und kraft dieser Uebereinstimmung mit dem Gesammterwerb der zur Erkenntniß und Beherrschung der Natur fortgeschrittenen Menschheit die Macht seiner Sittenlehre über die Gewissen wiederherstellt.

Wir stehen inmitten dieser Reformation. Ich bin weit entfernt von der Einbildung, in ihr eine leitende Rolle zu spielen. Aber ich glaube, daß meine Poesie schon mitgewirkt hat und ferner mitzuwirken fähig und berufen ist an einer der Klärungen, die sich fertig vollzogen haben müssen in der allgemeinen

Gährung der Geister, bevor der zu erwartende neue Luther das entscheidende Siegeswort und den Entschluß zur Siegesthat finden kann.

Was mein Epos in symbolische Darstellung einschleiert, habe ich dann in den „Andachten" theils in directem Cultusbilde zu veranschaulichen, theils in poetischem Lehrton unumwunden vorzutragen versucht.

Letzteres will ich hier in Prosa fortsetzen.

Aus entgegengesetzten Lagern ist gegen meine „Andachten" lebhafter Widerspruch erhoben worden, theils in öffentlichen Recensionen, theils in Gesprächen und an mich gerichteten Briefen.

Ein mir befreundeter Theolog, der sich zu den Altgläubigen rechnet, hat in einem öffentlich abgegebenen Urtheil, weit ausführlicher aber in Briefen an mich mit warmer Anerkennung der Poesie einen sehr entschiedenen Protest verbunden gegen die „Lehre" und den „angeblichen Glauben" meiner Dichtung. Er ist leider zurückgekommen von der anfangs gehegten Absicht, seine Einwendungen als Streitschrift drucken zu lassen. So kann ich dieselben theils nur in gedrängtem Auszuge voranstellen, theils im Lauf unserer

Disputation anführen. Vielleicht findet er sich nun doch bewogen, seine Gegentruppen in minder lückenhafter Schlachtordnung ausrücken zu lassen. Uebrigens bin ich es ihm schuldig zu bemerken, daß ich auch etliche Einwürfe Anderer, von denen ich weiß daß er ihnen zustimmt, behandele, als wären es die seinigen, obgleich sie in seinen Briefen nicht ausdrücklich vorkommen.

Fast dieselben Vorwürfe, aber freilich gerade umgekehrt gemeint, bekam ich gleichzeitig theils zu lesen, theils im Zwiegespräch zu hören von einem anderen Freunde, den ich kurzweg als Straußianer bezeichnen darf.

Was ich im Folgenden über mein Thema, die Erfüllung des Christenthums, vortrage, sind meine Entgegnungen auf die Angriffe dieser Beiden. Ich habe sie in zwei Gänge geordnet und gebe dem Straußianer den Vortritt.

Erster Gang.

1.

Vieles, ja, das Meiste in deinen „Andachten" — so schreibt mein straußischer Freund — ist nach meinem Sinn. Aber du hättest den Muth der Folgerichtigkeit haben und eine neue Art von Religion auch nennen sollen, was eine solche, wenn nicht schon ist, so doch beabsichtigt und vorbereitet. Statt dessen aber versuchst du ungefähr das Gegenstück zum bekannten Spruch vom alten Kleide, das man flicken will mit neuen Lappen: Du zupfst dir etliche noch schimmernde Fäden aus den verschlissen abfallenden Fetzen des alten Gewandes, um sie als verzierende Franzen an das neue anzuheften und dieses daraufhin für das alte auszugeben.

Was in deinem sogenannten Glauben noch übrig bleibt von Göttlichem, in deiner Lehre, so weit sie

sich erkennen läßt aus Gedichten, von Heiligem zur Heiligung des Lebens durch Kult und Zucht, das kann vielleicht der Mitaufnahme in den Katechismus der Zukunftsreligion einst theilhaftig werden, darf sich aber nicht ausgeben für ableitbar aus dem christlichen Katechismus noch für verträglich mit der Kirche oder gar für predigbar von ihrer Kanzel. Die Kanzelinhaber werden dich von diesem Wahn bald und gründlich bekehren. Dem von ihnen zu erwartenden Protest gegen die behauptete Christlichkeit deiner Ansichten muß auch Ich im Voraus beitreten; natürlich nicht ihnen, sondern Dir zu Gunsten. Es ist nur ein gutmüthiger Selbstbetrug, eine von deiner langen Reihe geistlicher Ahnen ererbte Pietätsschwäche, was dich hindert auch die letzte Trübung wegzuklären und das Bekenntniß mit zu unterschreiben, mit welchem D. F. Strauß den ersten Abschnitt seines Buchs vom alten und neuen Glauben geschlossen hat:

„Wenn wir nicht Ausflüchte suchen, nicht drehen und deuteln wollen, wenn wir Ja Ja und Nein Nein bleiben lassen wollen, kurz, wenn wir

als ehrliche aufrichtige Menschen sprechen wollen, so müssen wir bekennen: wir sind keine Christen mehr."

2.

Womit, lieber Freund, meint Strauß dargethan zu haben, daß wir keine Christen mehr seien?

Mit dem Beweise, daß die „Wir" in deren Namen er das Wort genommen hat, die Anhänger der wissenschaftlichen Weltanschauung, keinen Satz des christlichen Glaubens mit ihren Kenntnissen und Ueberzeugungen verträglich finden.

Ich will vorerst nicht fragen, ob die geprüften Sätze wirklich den christlichen Glauben enthalten, auch nicht untersuchen, ob nicht von diesem dennoch Einiges übrig bleibe, was auch der entschiedenste Anhänger Newtons, Kants, Humboldts und Darwins noch annehmen kann. Ich will den straußischen Beweis, dem ich in manchen Stücken zustimmen kann, einstweilen gelten lassen als durchweg und unwiderleglich geführt.

Aber ich frage, ist damit auch wirklich dargethan, daß wir keine Christen mehr sind? Macht denn den Christen nur das Glaubensbekenntniß?

Darauf mit Ja antworten, das heißt in seltsamer Verblendung die offenbarste und bis jetzt größeste aller geschichtlichen Thatsachen leugnen.

Zehn große und eine Menge kleinerer Staaten, denen zusammen fast zwei Drittel der Länder der Erde gehören und das übrige Drittel mit jedem Tage mehr gehorchen lernt, bilden eine Gemeinschaft, die sich in beschleunigtem Fortschritt mehr und mehr zusammenschließt zu einem wirklichen Gemeinwesen, indem ihre Mitglieder zu Gunsten internationaler Einrichtungen und Gesetze auf einen Theil ihrer Unabhängigkeit verzichten. Noch hat diese Staatenverbindung keine Verfassung angenommen; aber ihre Verwandlung zu einem Staatenbund ist in unaufhaltsamem Werden begriffen. Jeder Vertrag zur Förderung des Handels, des Verkehrs, zum Schutze des Eigenthums, zur gegenseitigen Rechtshülfe, ist die Vorbereitung eines ferneren Paragraphen solcher Verfassung. Ja, ein Hauptstück dieser Verfassung ist in

unseren Tagen förmlich beschlossen und angenommen worden unter dem Namen Weltpostverein, und es steht zu hoffen, daß sich dieser ganz ähnlich als erste Grundlegung des Weltstaats bewähren wird, wie sich der Zollverein als die des neuen deutschen Reiches bewährt hat.

Wie aber nennt sich diese schon jetzt weitaus mächtigste Gemeinschaft der Erde?

Die Christenheit.

Und was ist, von Kirchen und Kult ganz abgesehen, das ihr gemeinsam Eigenartige?

Eine bei mannichfacher Abstufung im Wesentlichen übereinstimmende, außerhalb ihrer nicht anzutreffende Gesittung und Familienordnung; eine Gesetzgebung, die bei aller Verschiedenheit auf denselben, wieder nur ihr eigenthümlichen Grundbegriffen von Recht und Unrecht beruht; der Mitgenuß und die Mitarbeit an einer Kultur, welche derjenigen aller andern Kulturvölker, auch der ältesten und begabtesten wie der Chinesen und Japanesen, weit überlegen ist; endlich aber der ausschließliche Besitz eben der Wissen-

schaft, welche diese Kulturarbeit mit einer Art Allmacht über die Natur bewaffnet und zur Beherrscherin der Erde ausgerüstet hat.

Von wannen kommen die straußischen Wir? Sind sie nicht Sprößlinge von Geschlechtern, für welche diese Familienordnung, diese Gesittung seit Jahrhunderten gegolten hat? Verdanken sie nicht, ähnlich den Pflanzen, die nur im erwärmten Glashause gedeihen können, die Möglichkeit ihres Daseins und die Beschaffenheit jeder Faser desselben dem sicher umhegten Friedensgarten, in welchem sie erwachsen sind? Ist nicht ihr Gewissen ein Zuchtproduct der Vorstellungen von gut und böse, welche, zu Gesetzen geheiligt, dies Gehege als schützendes Recht einfriedigen? Hat nicht ihr Geist seinen Inhalt und sein Gepräge empfangen von Sprachen, die zur gegenwärtigen Ausbildung selbst nur gelangt sind in der Arbeit, immer angemessenere Ausdrücke zu gewinnen für diese Sittenlehren, diese Rechtsbegriffe, diese Vorstellungen vom Heiligen und Unheiligen? Haben sie nicht den Mitgenuß unserer annähernden Befreiung von Zeit und Raum, wann sie auf unsern Dampfern den Ocean

durcheilen, auf unsern Eisenbahnen die vormalige Tagereise in einer Stunde zurücklegen? Haben sie nicht ihren Antheil an dem uns eroberten Stück Allgegenwart indem sie lesen, was heut in San Francisco oder Calcutta geschehen, oder wenn sie einem Verwandten bei den Gegenfüßlern eine Nachricht dem Meeresboden entlang binnen etlichen Stunden zublitzen?

Alles, was sie können, was sie denken, was sie thun, was sie sind, das können, denken, thun und sind sie nur als die jetzt lebenden Erbkinder der großen, in neunzehn Jahrhunderten herangewachsenen Gemeinschaft, welche sich die Christenheit nennt. Und sie wollen dicht unter sich einen abschneidenden Strich ziehn durch den Stammbaum und erklären: mit uns obersten Wipfelzweigen, die wir hinaus gewachsen sind über diese Linie, schlägt der Baum in eine andere Baumgattung um; wir sind keine Christen mehr!

Verhält es sich anders mit dem, was sie wissen?

Dreißig- und vierzigtausend Arbeitslöhne müssen gesammelt werden, um einem von ihnen das Himmelsauge, das mächtige Fernrohr aufzustellen, durch das

er einen Einblick mehr in die Anordnung des Weltalls gewinnen soll. Wo geschieht das außerhalb der Christenheit? Hunderttausende, ja Millionen solcher Arbeitslöhne werden wiederholt zusammengesteuert zu weiten Seefahrten, um durch Beobachtung des Vorüberganges der Venus die Sonnenparallaxe um etliche Hunderttheile der Secunde genauer zu bestimmen. Wo geschieht das außerhalb der Christenheit? Ueber den Erdball gespannt ist ein Netz von kostspieligen Stationen um dem Magnetismus durch Aufzeichnung der gleichzeitigen Pulse seiner Richtungs- und Stärkewandlungen sein Geheimniß abzulauschen. Welche Nation außerhalb der Christenheit ist betheiligt an dieser oder an einer andern der so zahlreichen als großartigen Institutionen zur Erforschung der Weltgesetze?

Gehören die von Strauß mit seinen Wir gemeinten nicht vorzugsweise zu den erkorenen Beamten oder freiwilligen Mitarbeitern an diesen Institutionen, jedenfalls aber zu der Klasse, welche die zum Verständniß und zur Annahme ihrer Lehren erforderliche Bildung jenen Anstalten verdankt? Und diese eigent-

lichen Träger, Inhaber und Jünger einer Wissenschaft, zu deren Grundlegung zwar noch jedes Kulturvolk mindestens einen Anfang gemacht hatte, deren grandioser Ausbau aber gleichwohl in offenkundigster Ausschließlichkeit die Leistung der Christenheit ist, — diese bevorzugten Mitglieder der Christenheit behaupten, keine Christen mehr zu sein, weil ihr von der Christenheit erarbeitetes Wissen die Formeln verwerfen müsse, welche zeitweise für den treffenden Ausdruck des christlichen Glaubens gegolten haben und einigen Nachzüglern noch heute dafür gelten?

3.

Halt ein! entgegnet mein straußischer Freund; erschleiche nicht mit Trugschlüssen, was du beweisen willst. Wir Europäer und unsere Kolonisten in Amerika und andern Erdtheilen haben allerdings neben anderem auch noch den Namen Christen mit einander gemein. Aber unsere Hochkultur verdanken wir keineswegs dem Christenthum, sondern vor allem unserer Abkunft vom begabtesten Menschenstamm, von den

Ariern, und demnächst der besonderen Gunst unseres um drei Binnenmeere und an einem Ocean reich gegliederten Welttheils. Sie ist ein Schatz, welchen wir mit angestammten Gaben auf diesem günstigen Boden im förderlichsten Klima zu großem Reichthum vermehrt, zu dem wir aber den Grundstock ererbt haben von Griechen und Römern, welche selbst wieder die Erben der Aegypter und einiger Kulturvölker Asiens gewesen waren.

Die Römer hatten dem Abendlande die Einheit des Staates und ihres bewundernswürdigen Rechts gegeben; die Griechen ihre Poesie, ihre Anfänge der Wissenschaft, ihre Kunst und ihre Kunstreligion, die das Göttliche im vollendet schönen Menschen offenbart sah, zuletzt ihre Philosophie, die schon beim Monotheismus und mit Sokrates beim lautersten Sittengesetz angelangt war. Im griechischen Reich Alexanders hatte sich diese Kunstreligion und Philosophie unter Aufnahme buddhistischer Ueberlieferungen und mancher Elemente der hochedeln Religion des Zend Avesta, berührt und vermählt mit der Religion eines semitischen Volkes und dessen Hoffnungen auf einen Messias.

Ein genialer Reformator unternahm es, dies Volk vom äußerlichen Kult zu bekehren zur sittlichen Heiligung des Willens als dem besten und einzig wahren Gottesdienst. Das gleiche Unternehmen mit demgleichen Schicksal wie Sokrates büßend besiegelte er seine Ueberzeugung, als jener Messias aufgetreten zu sein, mit martervollem Tode. Eine Aufsehn machende Begebenheit räthselhafter Art, von der es wohl immer unentschieden bleiben wird, ob ihr ein wirklicher Vorfall oder nur ein psychisches Erlebniß, oder vielleicht etwas von beiden zu Grunde lag, gab den Anlaß, die uralte Sage vom auferstandenen Osterhelden auf ihn zu übertragen. So ward er, kraft jener Vermählung griechischer, buddhistischer, parsischer und jüdischer Vorstellungen, Philosopheme und Dogmen, als Gottmensch das Glaubensideal einer nach seiner Meinung von seinem Amt benannten Religion.

Aber erst, als in die alternde römisch griechische Welt frische Arier eingedrungen waren; als die zuchtstarken Germanen mit ihrer höheren Vorstellung von der Würde des Weibes und deshalb innigeren und edleren Familienordnung sich der Herrschaft bemächtigt

hatten: da erst waren alle Bestandtheile beisammen, aus denen die europäischen Kulturnationen erwachsen konnten.

Allerdings nahmen die Germanen das Christenthum an. War ihnen doch dessen Hauptlehre, die Gottessohnschaft, längst geläufig aus der Grundsage ihres Epos, der Erzeugung Sigis, des Stammvaters ihrer Wölsunge, durch Wodan, während sie zugleich das Hauptstück der heiligen Legende des Christenthums, die Auferstehung, nicht minder anmuthen mußte mit wundersamer Urverwandtschaft, da das Haupt- und Lieblingsstück ihrer eigenen Göttersage, der Tod des Frühlingsgottes Balder und dessen Wiederkehr — beide ursprünglich als alljährlich vorgestellt und gefeiert — selbst nichts anderes war, als eine der zahlreichen Varianten eben jener uralten Ostermythe, die sich verklärend auf den Gekreuzigten niedergelassen hatte.

Aber sie legten sich die neue Religion auch zurecht in germanischer Weise, — wofür uns im Heliand so merkwürdige als anziehende Belege erhalten sind. Ja, das Grundmotiv ihrer ganzen Geschichte bis auf den heutigen Tag blieb das Bestreben, diese fremdländische

Religion umzuverdauen und ihr den altarischen, germanischen, deutschen Glauben zum Inhalt zu geben. Vom anfänglichen Gelingen erkennen wir die Spuren in der eben genannten Dichtung und einigen andern spärlichen Resten. Bald aber schlug ihr Angriff um in einen Vertheidigungskampf. In diesem wußte sie die kluge Gegnerin, die römische Hierarchie und namentlich Gregor der sogen. Große zu besiegen durch schlaue Nachgiebigkeit und arglistiges Entgegenkommen. Sie that ihnen scheinbar ihren Willen, indem sie ihre Jahreszeitenfeste, die Hochgeziten, christianisirte, ihre Götter- und Heldensagen in Heiligenlegenden umwandelte; gleichzeitig aber ließ sie die Urkunden ihres alten Glaubens, die Lieder von ihren Göttern und Helden, verpönen und ziemlich erfolgreich ausrotten durch Unterdrückung des alten Sängerstandes.

Nach vollständiger Niederlage trugen die Germanen in dumpfer Demuth das ganze Mittelalter hindurch das Joch des semitisch-römischen Hohenpriesterthums. Nur als sogenannter Aberglaube des Landvolkes, in Gebräuchen und Sprüchen bei Saat und Erndte, Hochzeiten, Hausbau u. dergl. m., lebte die

alte Naturreligion fort, unverständlich und sinnlos geworden in ihrer tausendfachen Zersplitterung, aber doch in der Gesammtheit dieser Trümmertheilchen noch vollständig genug um einst in der Sammlung wieder als ein sinniges Ganze verstanden zu werden. Nur noch zerfasert zu Märchen welche die Großmutter beim Spinnrocken den Enkeln erzählte, oder als ungeschlachte Abenteuer- und Schauergeschichten, nach Erinnerungen an die Vorträge der letzten Bänkelsänger aufgezeichnet in sogen. Volksbüchern, fristete ein kümmerlicher Rest des germanischen Epos sein Dasein und nur spärliche Bruchstücke seiner ächten Gestalt und späte verständnißlose Umbildungen seiner Liedstücke zu höfischen Ritter- und Minnegeschichten harrten in Klöstern oder Grafenschlössern ihrer späten Auferstehung.

Nur in Einem war der Sieg der Hierarchie unvollständig geblieben: die allen Ernstes geplante Verdrängung der germanischen Sprachen durch ein lateinisches Idiom war in den rein germanischen Ländern mißlungen, in diesen Sprachen der arische Geist, wenn auch fast bewußtlos schlafend, doch lebendig

geblieben. In der Beschäftigung mit dem classischen Alterthum das ihm der Fall Constantinopels wieder aufschließen half, erwachte er vom Scheintod, wenn auch geraume Zeit noch ohne Ahnung, daß er in der arischen Bildung der Griechen nur sich selbst wiederfinde. Unverzüglich nahm er den Kampf mit dem Semitismus wieder auf, und fortan, trotz mancher verlorenen Schlacht und bedenklich gefährdender Rückzüge, wenigstens im Ganzen erfolgreich. Erst als ihn die großen geographischen Entdeckungen gelehrt, die Reformation ihm die nöthige Freiheit verschafft hatte, sich ein neues unwiderstehliches Schwert zu schmieden, die Naturwissenschaft, gewann er in unaufhaltsamem Vordringen die unzweifelhafte Sicherheit vollständigen Sieges.

Das ist, mit wenigen Grundstrichen gezeichnet, der Werdegang unserer Kultur. Was von ihr darfst du noch dem Christenthum zuschreiben, wenn selbst die Sittenlehre, mit der uns zu erziehn immerhin auch die Kirche geholfen hat, keinen Satz enthält, der nicht schon von Buddhisten, Parsen und Griechen lange zuvor aufgestellt gewesen wäre? ja, wenn du

selbst von der Grundidee des Christenthums, der Menschwerdung Gottes, zugeben mußt, daß die griechische Kunstreligion von dieser Idee durchsättigt war und daß dieselbe in der Form der Sage auf das Ausdrücklichste schon in der Dichtung der alten Germanen vorgetragen wurde?

Gleichwohl scheinst du gewillt, sogar für unsere Wissenschaft noch Christlichkeit in Anspruch zu nehmen. Soll ich das nicht mehr als paradox finden?

Es ist wahr, daß die Nationen europäischer Kultur, wie sie bis auf unbeträchtliche ihnen einverleibte fremdartige Völkersplitter, sämmtlich noch arisch reden, wie sie sämmtlich noch festhalten an Hauptgrundsätzen des römischen Rechts, sämmtlich noch überwiegend nach römischen und griechischen Mustern und architektonischen Regeln ihre Baukunst betreiben, so unter anderem auch das noch mit einander gemein haben, daß sie sich noch sämmtlich zum Christenthum und einer seiner Kirchen bekennen und in sofern mit dem Gesammtnamen Christenheit bezeichnet werden dürfen. Nicht minder ist es wahr, daß diese Christenheit sich im ausschließlichen Besitz der Wissenschaft

befindet. Erweist aber die Thatsache, daß beide noch unter einem Dache beisammen wohnen, und zwar in schlechtestem Hausfrieden, die Wissenschaft als eine Tochter des Christenthums? Die Kirche hat es doch wahrlich nicht fehlen lassen, weder an schnellster Einsicht, daß die Neugeborene ihre Todfeindin sei, noch an entschiedenstem Willen, sie schon in der Wiege zu ersticken. Auf keiner Stufe ihres Wachsthums blieb die junge Königin verschont von den Mordversuchen ihrer alten Nebenbuhlerin. Auch heute noch läßt sich die alterschwache Greisin vom Gelächter der Welt nicht abhalten, gegen die erwachsene Riesin wenigstens noch die Flüche ihrer ohnmächtigen Wuth zu schleudern.

Sind Heilkunst und Gesundheit deswegen Erzeugnisse der Krankheit, weil allerdings nur ein Kranker genesen kann? Willst du die finstere Zeit des Faustrechts mit ihren zahllosen und unaufhörlichen Duodezkriegen dankbar preisen als die Schöpferin der Parkanlagen die so entzückend als gesundheitfördernd dein schönes Frankfurt umrahmen, weil diese Anlagen in der That nur eine Umwandlung sind der alten

Wälle, Bastionen und Festungsgräben, mit denen sich damals die Bürgerschaft die Luft abschneiden und verpesten mußte um sich zu schützen vor dem adligen Raubgesindel der Kronberger und Falkensteiner?

Der äußersten Unnatur, der verkehrtesten und ungesundesten Auffassung und Einrichtung des Lebens, wie noch niemals zuvor ein anderer Theil des Menschengeschlechts, war deine Christenheit verfallen in der mittelalterlichen Blüthezeit des Christenthums. Endlich gab es keine Wahl mehr, als Untergang durch Verseuchung, oder Umkehr zur Natur. Der Wunsch zu leben siegte; man suchte Arzenei — und der Anfang der Naturwissenschaft war gefunden.

Nur etwa wie das Chinin eine Segensgabe des Fiebers, ist die Wissenschaft eine Frucht des Christenthums.

4.

Deinem Abriß der Herkunft und Entstehung der Christenheit könnt' ich ganz beistimmen, wenn er auch ihre Benennung als wesenbezeichnend gelten ließe.

Als ein Gebilde der Geschichte kann sie etwas anderes nicht sein, als Entfaltung von Keimen im Wesen des Menschen. Ebenso selbstverständlich ist es, daß die Eigenart dieser Entfaltung bedingt wurde theils von der Natur ihres Schauplatzes, theils von den mitgebrachten Anlagen und Errungenschaften der Völker, aus denen sich die christliche Völkergruppe zusammengesetzt hat. Um diese Gruppe zur Christenheit erwachsen zu lassen brauchte nichts Neues, Unerhörtes von auswärts herunter zu schneien. Ihre Elemente waren alle vorhanden, wenn auch zerstreut. Aber das neue Wesen begann erst zu werden durch ihre Vereinigung und Verschmelzung. Ich sage mit Nachdruck: begann; denn ich meine, daß diese Verschmelzung noch fortgehe und lange nicht fertig sei. Doch vollzieht sie sich eben jetzt beschleunigter als jemals und ist auch schon weit genug gediehen um ihr bisheriges Ergebniß bezeichnen zu dürfen als die erwachsene Christenheit; wenigstens in ähnlichem Sinn, wie der mündige Jüngling für erwachsen gilt, wenn er auch erst in seiner Berufsthätigkeit an deren Schwelle er gelangt ist, die volle Mannesreife gewinnen kann.

Damit ist denn freilich schon der Punkt bemarkt, von dem unsere Wege auseinandergehn.

Du bist mir zwar weit entgegengekommen mit dem Nachweis, daß sogar Grundvorstellungen und Hauptlehren der christlichen Religion schon lange zuvor ausgesprochen oder doch bis auf ein Geringes vorbereitet waren. Du hast damit eingeräumt, daß auch jenes Dogma von der präadamitischen, uranfänglichen Existenz Christi in oder neben Gott der freilich wunderliche, symbolische Ausdruck einer Wahrheit sei: der Wahrheit, daß das Christenthum im Wesen des Menschen vorgebildet lag und im Lauf seiner Entwicklung zur Erscheinung kommen mußte. Aber du weichst alsbald aus von diesem richtigen Pfade, um, in Widerspruch mit dir selbst, einen Irrweg einzuschlagen. Schon die Benennung Christenheit gestehst du mir nur mit Widerstreben zu. Du willst sie lieber Arier oder Europäer genannt hören. Nur nebenbei sind dir diese unter anderem auch noch Christen. Sie haben dir eine fremdländische Religion einst angenommen und bisher noch nicht los werden, oder, wie du dich ausdrückst, noch nicht gänzlich

umverbauen können. Dabei verausgabst du keinen Gedanken an die so nahe liegende Erwägung, ob denn nicht eben ihr Arierthum diese Annahme und bisherige Beibehaltung nothwendig bewirkte. So gelangst du trotz richtiger Kunde von seiner Genesis gleichwohl zu einer falschen Antwort auf die Frage: Was ist Christenthum?

Wenn du z. B. die Widerchristlichkeit der Wissenschaft darzuthun meinst mit der notorischen Feindschaft zwischen ihr und der Kirche, und wenn du bei diesem Anlaß die dunkelste Epoche des Mittelalters für die höchste Blüthenzeit des Christenthums ausgibst: machst du dich da nicht einer groben Verwechselung schuldig? Was nennst du da Christenthum? Was sich einst dafür ausgab, einst dafür galt, allerhöchstens aber einstmals Christenthum war.

Was es ist können wir nur von seiner Gegenwart erfahren.

Fast lächerlich kommt es mir vor, diesen schon der Grammatik nach selbstverständlichen Satz erst noch hinzuschreiben. Gleichwohl beruht auf der Verkennung

desselben der ganze heillose Wirrwarr der einschlägigen Streitigkeiten.

Die Einen sagen: Was der Stifter gelehrt und geglaubt, das ist das Christenthum. Doch schon der Streit darüber, was dies gewesen, ist kaum schlichtbar. Denn die Handlungen, Reden und Sprüche Jesu sind uns nur von Hörensagen, unvollständig, verschieden lautend, ja, nicht selten einander widersprechend überliefert worden. Die Kritik der Evangelien hat endgültig nachgewiesen, daß schon ihre Verfasser das Ueberlieferte mit Absicht gemodelt haben, je nachdem sie für judenchristliche, heidenchristliche oder gemischte Gemeinden schrieben; daß sie also selbst schon darüber in Zwiespalt waren, was echt christlich sei. Aber gesetzt auch, die Ausscheidung der wirklichen Lehre Jesu gelänge völlig rein — und ihr Kern ist ja in der That erlangbar aus den Aeußerungen welche die Bürgschaft ihrer Echtheit in sich selbst tragen —: wir hätten in ihr doch immer nur einen der Hauptkeime des Christenthums.

Andere wieder sehen es recht gefaßt in der Lehre des Paulus, des genialen ersten Reformators, des

Grundlegers des ganzen später ausgebauten Dogmensystems, dem neuere Forscher sogar die eigentliche Erfindung des Christenthums zuschreiben, weil er aus dem Glauben, der Lehre und dem Geschick Jesu etwas völlig Neues, der Meinung und den Absichten des Meisters fremdes gemacht habe.

Noch anderen liegt es aufgeschlossen im sogenannten johanneischen Evangelium, dessen späte Entstehung durch Umprägung der paulinischen Lehre mit dem Stämpel der Philosophie Platos und Philos kein wissenschaftlicher Theologe mehr zu bezweifeln wagt.

So begann der Streit, was Christenthum sei, schon unter den Jüngern, um von der Entstehung der ersten Gemeinden unschlichtbar fortzudauern bis in unsere Tage. Glaubensbekenntnisse wurden geformelt, beschlossen, länder- und völkerweise angenommen oder verworfen, mehr oder minder lange Zeit als gültig und bindend festgehalten, endlich aber immer wieder wenigstens theilweise umgeändert und abgeschafft. Jedes dieser Bekenntnisse bezeichnet eine Phase seiner Glaubenslehre, aber in keiner dieser Phasen konnte auch nur diese Lehre ihren vollen und angemessenen Ausdruck

finden, noch viel weniger aber das Wesen des Christenthums. Denn von diesem hätten wir immer erst einen Bestandtheil, auch wenn es möglich wäre, seine Lehre in unwiderleglichen, erschöpfend vollendeten und allseitige Zustimmung erzwingenden Sätzen darzulegen. Was es zu irgend einer Zeit war, das ist nach Ermittlung ihrer Lehr- und Bekenntnißphase, nur zu erfahren aus der genauen Vergleichung des Lebens und Treibens der damaligen Christen mit dem ihrer nichtchristlichen Zeitgenossen, sein Wesen also nur aus einer solchen Vergleichung während des ganzen Verlaufs der Geschichte der Christenheit, die denn zuweilen, wie z. B. in der Glanzepoche des Islam und der Araber, auch keineswegs rühmlich für sie ausfallen würde.

Wir kommen nicht hinaus über wüstes und unversöhnliches Gezänk, so lange wir fortfahren, aus den vielen Phasen, welche Lehre und Glaube in diesen neunzehn Jahrhunderten durchlaufen haben, Jeder nach seinem Belieben eine herauszugreifen und zu versichern, das sei Christenthum. Befolgen wir also lieber den Rath des Stifters: an den Früchten erkennet. Dann wird es Licht werden im Chaos der

unvereinbaren Meinungen, dann das allen gemeinsame, allen geheiligte Gebietsstück festen Bodens betreten sein, auf dem ein Friedensschluß möglich ist. Statt in alten Büchern zu forschen was es war und dann zu wähnen, das könne es auch noch sein, fragen wir lieber seine hell und groß vor unsern Augen liegende Selbstoffenbarung, was es jetzt sei:

Diese Selbstoffenbarung ist eben die gegenwärtige Christenheit. Was ihr Leben, ihre Gesittung, ihre Staatsordnungen, ihre Bedarfs- und Kunstleistungen, ihre Lehren und ihren Glauben unterscheidet von denen der Nichtchristen, das ist das jetzige Christenthum.

Was sich dieser Betrachtung als Christenthum ergibt, das mag sich immerhin und wird sich höchst wahrscheinlich herausstellen als ungemein verschieden vom Urchristenthum und vielleicht als noch mehr verschieden von andern Hauptphasen seiner Vergangenheit, z. B. vom Christenthum des Mittelalters oder dem der Reformationszeit. Sollte sich aber die Verschiedenheit auch so groß erweisen, daß wir kaum noch eine Spur von Aehnlichkeit zu entdecken ver-

möchten und zugeben müßten, es habe sich in eine Art Gegentheil seiner selbst verwandelt: — verlöre es damit das Recht, noch für Christenthum zu gelten?

Dieser Wahn wäre zu entschuldigen, wenn ihm ein außerirdischer Forschergeist verfiele, der in Verwirklichung des alten Verses

Und nach abermals fünfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Weges gefahren

etwa auf einem Kometen in noch etwas größeren Fristen dreimal die Erde besucht, die Bergpredigt mit angehört und noch ein Liebesmahl der ersten Gemeinden mitgemacht, dann der Buße Heinrichs IV. in Canossa, einer Prunkmesse in Rom, einer Nonnenvermauerung und Ketzerverbrennung beigewohnt hätte und in unseren Tagen wiedergekehrt wäre um die Staaten Europas zu durchmustern und schließlich einen Gang durch die Pariser Weltausstellung zu machen. Ihm wäre es nicht übel zu nehmen, wenn er ein Hohngelächter aufschlüge über die Versicherung: was er gesehen, das seien drei Phasen eines und desselben Wesens, des Christenthums.

Uns aber bezeugt das mit schlechterdings unan-

fechtbarer Beweiskraft die lückenlose Genealogie der uns vertrauten Geschichte.

So hielten unsere Zoologen drei in der Gestalt, Bewegungsart und Lebensweise sehr unähnliche Altersstufen eines und desselben Wasserthiers längere Zeit für drei besondere Thierarten. Dann aber ward ihr genealogischer Zusammenhang erkannt: man beobachtete an vielen Individuen dieselbe Reihenfolge der Umwandlung einer Form in die andere und dieser in die dritte. Dieser Proceß der Ammenbildung und des Generationswechsels war fast so seltsam, als wenn etwa ein Regenwurm einen Maikäfer, dieser eine Schnecke und erst diese wiederum einen Regenwurm erzeugte, aber fortan konnte die Unähnlichkeit der drei Gestalten die Gewißheit nicht mehr erschüttern, daß es nur eine Thierart ist, welche diese Metamorphosen durchmacht.

Wer würde ohne das Zeugniß vielmaliger und ausnahmeloser Erfahrung zuzugeben geneigt sein, daß die blinde, vielfüßige, blätterfressende Raupe, die fast regungslos eingekapselte mund- und afterlose Puppe und der geflügelte sechsbeinige Falter mit der Trink-

spirale nur Altersstufen eines und desselben Thieres seien?

Aber wie auffällig auch die Unähnlichkeit dieser Verwandlungsstufen, ihre Grundverschiedenheit ist gleichwohl nur Täuschung der oberflächlichen Beobachtung. Der Entomolog findet Einiges schon vom Schmetterling in der Raupe angelegt, vieles und zuletzt alles in der Puppe, und eben so findet er in der Puppe noch vieles, im Schmetterling noch Einiges erhalten von der Raupe.

So ist auch im gegenwärtigen Christenthum vom älteren und ältesten Wesentliches erhalten geblieben und selbst was es scheinbar völlig Neues und darunter Bestes gewonnen hat erweist sich der tiefer eindringenden Betrachtung als Gesproß einer Urknospe, als Leistung einer Forderung, als Erfüllung einer Hoffnung, — wenn auch einst jene Knospe nur die Passionsblume zum Trauerkranz der Weltverachtung und keineswegs diesen starken Fruchtast zu verheißen schien; wenn auch immer noch die Erbhüter des alten Schuldscheins auf buchstäbliche Tilgung bestehn und die in andern Werthen tausendfach geschehene Zahlung leug-

nen; wenn auch immer noch die Nachbeter des alten Prophetenspruchs die Erfüllung seiner Hoffnung eben so eigensinnig bestreiten, wie die Juden die Erfüllung der messianischen Weissagungen durch Jesum von Nazareth, weil sich, wie noch stets, diese Erfüllung in ungeahnter Weise vollzogen hat.

5.

Natürlich nicht ausführen kann ich hier eine Vergleichung der gegenwärtigen Christenheit mit nichtchristlichen Culturnationen. Eine Menge trefflicher Reiseschilderungen hat sie entweder schon geleistet, oder doch jedem Gebildeten hinreichenden Stoff geliefert, um sie für sich zu vollziehen.

Das eben jetzt in der Vollstreckung begriffene Urtheil der Geschichte über das cultivirteste Reich der Muhamedaner macht es überflüssig, die Breite und Tiefe der Kluft zwischen ihnen und der Christenheit noch eigens aufzuzeigen. Vom europäischen Markt hatten sich die Türken ausgerüstet mit allen Erfindungen der Christenheit, dem gepanzerten Dampfschiff, der Präcisionsbüchse, der Krupp'schen Kanone. Ihre Mann-

schaften waren geschult von deutschen, englischen und französischen Exerciermeistern. Mit erborgten Waffen, erborgter Disciplin, erborgten Technikern, — denn weder die Bedienung der Dampfmaschine noch die Führung einer heutigen Flotte verstand ein Türke — unter Führern, die theils als Renegaten selbst erborgte waren, theils Rath erborgten von der Kriegskunst angeworbener oder freiwillig helfender Christen, errangen sie so bedeutende Einzelerfolge, daß ihnen nach dem Urtheil aller Fachkundigen der Sieg im Feldzuge nicht mehr hätte entgehen können, wenn sie mit Energie und nach einheitlichem Plan die schon gewonnenen Vortheile ausgenutzt hätten. Aber auch darüber waren dieselben Fachkundigen im Voraus einig, daß sie das nicht thun, nicht können und deshalb schließlich unterliegen würden. Kannten sie doch die unverbesserliche türkische Wirthschaft, die ruchlose Eifersucht der Pascha's, die lieber den Staat eine Niederlage erleiden als den Nebenbuhler neuen Ruhm erndten läßt, den lähmenden Aberglauben an ein unabänderliches Schicksal, vor allem die an Blödsinn grenzende Unfähigkeit und Feigheit einer Dynastie, die das Gegentheil einer Familie,

nämlich das zur Entnervung in geometrischer Progression systematisch verdammte Product geheiligter Unzucht ist. Kannten sie doch deren Regel, die besten Männer aus Angst in die Verbannung zu schicken, sich ihre Minister von Haremsintriguen und Günstlingslaunen selbst zu Gunsten des Feindes aufdrängen zu lassen und die Regierung durch unaufhörlichen Personenwechsel zur Planlosigkeit und Ohnmacht zu verurtheilen.

Lassen sich nicht alle diese Mängel zusammenfassen in der Nennung Eines mangelnden? Und wie läßt sich so kurz als erschöpfend das Verfahren bezeichnen, mit dem der Berliner Congreß die letzte Probe der Erhaltbarkeit des türkischen Reiches eingeleitet hat? Als Versuch, ihm die Errungenschaften der Christenheit aufzuzwingen, dessen eigentliches Ziel denn freilich kein anderes ist, als der endgültige Beweis seiner Unmöglichkeit.

Gleichwohl dürfen wir nicht bei den muhamedanischen Culturvölkern das Gegenbild suchen, das am besten geeignet wäre uns die Eigenart unseres Christenthums einleuchtend zu machen. Der Islam selbst ist

ja stark durchdrungen von christlicher Lehre. Auch dürfte nach dem Lobe das von so vielen glaubwürdigen Beobachtern dem würdevollen Wesen, der Wahrhaftigkeit, Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit im Verkehr dem gebildeten Araber und Mauren, namentlich aber dem Türken gezollt wird, das Urtheil nach den Früchten keineswegs in allen Stücken zu unseren Gunsten ausfallen.

Wer aber kann mit einem Gützlav, Maler Hildebrandt u. A. Umschau halten beim ältesten der lebenden Culturvölker, bei den Chinesen, ohne daß ihn Ekel, Schaudern und starres Entsetzen überkäme? Da begegnet ihm auf Schritt und Tritt neben dem raffinirtesten Luxus die scheußlichste Unflätherei. Da sieht er die erstaunlichste Kunstfertigkeit gelähmt und unentrinnbar festgebannt in die Regeln eines kindisch gewordenen, aber furchtbar geheiligten Herkommens, welches den Fortschritt verpönt und nicht selten sogar mit dem Tode bestraft. Da kann er so manchem Werk ihrer reichen Litteratur seinen Beifall, der tiefsinnigen Philosophie und edeln Sittenlehre eines Confutse und Laotse seine Bewunderung nicht versagen; aber die

Zöglinge solcher Bildung erweisen sich behaftet mit dem dümmsten und verderblichsten Aberglauben und fröhnen einem so abgeschmackten als heillosen Götzendienst. Da kann er sich der Erkenntniß nicht verschließen, daß diese Träger einer hochgrädigen Civilisation doch nur Barbaren sind, denen die lebenverschönenden Künste nicht auch das Herz zur Milde erweicht noch seine bestialen Triebe gebändigt haben. Vielmehr hat ihr Thum sie zum allerschrecklichsten erzogen: zu civilisirten Unmenschen, zu klugen, vernunftbegabten Bestien, welche das Ruchloseste mit Gemüthsruhe verüben und ein System von haarsträubender Grausamkeit in unbefangener Gewöhnung nicht nur hinnehmen ohne Gewissensregung, sondern als geheiligte Ordnung verehren. Da ist der Kindermord nicht nur ein strafløs geduldeter und täglich hundertfach geübter Brauch, sondern — Sitte. Da gibt es in den großen Städten geweihte Verhungerpferche, in die sich der gänzlich mittellose zum Verenden zurückzieht. Als ein mitleidiger Missionär Miene machte, einen Elenden, der diesen langsamen Selbstmord angetreten hatte, unter Geld- und Speiseerbieten herauszuwinken, da wehrte das

sein chinesischer Begleiter ab mit Gebärden des höchsten Entsetzens als eine schwer verfehmte, unheilige Handlung, durch die er sich selbst und ihn der Gefahr der Steinigung aussetzen würde. Zu den kaum zählbaren Arten der Todesstrafe, die das Gesetz verhängt und deren steigende Marterschärfe mit virtuosem Henkerwitz ersonnen ist, gehört da eine, deren Erfindung durch ein Menschenhirn uns unglaublich vorkommt und mir, als ich davon las, für Europa die Pflicht der Ausrottung eines Volkes zu begründen schien, welches unsere Gattung mit solchem Schandfleck besudelt: die wochenlang dauernde Hinrichtung durch Verhinderung des Schlafes!

Während ich schreibe treffen die Nachrichten ein von der furchtbaren Hungersnoth, der im nördlichen China täglich Zehntausende und bisher schon sechs Millionen erlegen sein sollen. Fast sträubt sich die Feder, das Einzelne nachzuschreiben. Weiber und Kinder habe man verkauft um als Schlachtvieh zu dienen; Männer, heißt es, haben ihre Frauen, Väter ihre Töchter, Söhne ihre Väter gegessen. Was die Regierung Ernstliches dagegen gethan wird nirgend berichtet.

Einen Götzen, zu dem man um Regen gebetet, hat das Volk ausgepeitscht und zertrümmert, als die Wolke, welche das Flehn zu erhören schien, sich als eine Sand- und Staubwolke auswies. Und der Sohn des Himmels, der Kaiser, was that er? Er bekannte sich zerknirscht zu der Vermuthung, daß wohl ein Fehler in seinem Regiment den Zorn der Himmelsgötter verschuldet habe. Zur Abwendung des Unheils, sagt er in seiner Proclamation, habe er feierlich einen neuen Namen angenommen, um die Götter glauben zu machen, daß nicht mehr derselbe Kaiser, der sie geärgert habe, sondern ein anderer auf dem Throne sitze.

Solches lesend greifen wir uns an den Kopf und fragen, ob das Volk aus unverrückten Menschen bestehen kann, dem seine Regierung Das zu bieten wagt? Aber die Meinung, die Götter seien so untermenschlich dumm, sich durch einen so kindischen als gemeinen Diebskniff betrügen zu lassen und nur von der Lüge, nicht aber vom frechen Eingeständniß derselben in öffentlicher Staatsschrift Kenntniß zu nehmen, ist doch nur selbst eine unbegreiflich colossale Dummheit. Das bei weitem Aergere an der Sache ist das Factum, daß

die Regierung voraussetzte, und — da bisher wenigstens nichts verlautet hat von ihrer Ersäufung — auch voraussetzen durfte, die Nation werde diesen Versuch, die Götter zu überlisten, als löbliche Pflichterfüllung anerkennen; denn dies Factum leuchtet grell hinein in einen grauenhaften Abgrund niederträchtiger Nationalgesinnung.

Schon ist mir aber ein Wort entschlüpft, welches die Lösung anbahnt für dies schreckliche Räthsel der Völkerpsychologie. Die Chinesen sind klug, gelehrt, gebildet, kunstgewandt, gesittet in so weit sie es werden konnten mit untermenschlichen Göttern. Woran es ihnen gebricht ist alles das, wozu sich die Völker nur erziehen können mit menschlichen und übermenschlichen Göttern.

Schicke den entschiedensten Unchristen nach straußischem Bekenntniß in ein Heidenland, und gerechter Stolz wird es ihm bewußt machen, wie sehr auch er noch ein Christ sei. Sende den radicalsten Kraftstoffler zu den Chinesen, und er wird eingestehn, daß wir nicht ganz umsonst unter Arbeit gebetet haben: Erlöse uns vom Uebel und laß dein Reich kommen.

Am Gegentheil wird er dort erfahren, daß der Glaube an Erlösung auch eine Geschichte der Erlösung geboren hat.

6.

Nach unserer Einigung über den Werdegang der Christenheit dürftest du mir die Christlichkeit unserer Wissenschaft nicht bestreiten, auch wenn diese wirklich nur der Wiederaufnahme und Fortbildung ihrer ägyptischen, chaldäischen und griechischen Anfänge zuzuschreiben wäre.

Aber dem ist nicht so. Auch im Islam seitens der Araber und Mauren war diese Wiederaufnahme erfolgt, diese Fortbildung eine gute Strecke weit gediehen. Die Namen der meisten helleren Fixsterne und so manches, auch der heutigen Astronomie und Chemie noch geläufige Wort, wie Zenith, Nadir, Azimuth, Alkohol, Alkali u. a., sind Denkmale der Epoche, in welcher ihre Naturforschung die der Christenheit in tiefen Schatten stellte. Warum sind sie dann stehn geblieben, ja, zurückgegangen und sogar unfähig ge-

wesen, sich einen auch nur nennenswerthen Theil von unserem Erwerb anzueignen?

Selbst zu ihrem verheißungsvollen Anlauf, behaupte ich, befähigte sie nur eben das, was der Islam vom Juden- und Christenthum aufgenommen hatte. Es wird sich zeigen, daß sie stecken geblieben sind, weil sie vom letzteren ein Hauptstück verschmäht hatten.

Nirgend und niemals ist die Wissenschaft in unvermischter Selbständigkeit in's Dasein getreten. Sie begann überall als ein ungesondertes Element der Religion.

Jede Religion legt sich den Versuch einer Kosmogonie zu Grunde und keine dieser Kosmogonieen ist ganz unwissenschaftlich. Jede enthält allermindestens die Forderung der Wissenschaft, sofern sie eine Erklärung verlangt, wodurch und wie die Welt aus einem früheren in den gegenwärtigen Zustand umgewandelt worden sei. Jede geht aus von der aus einigen, wenn auch noch so dürftigen Beobachtungen geschöpften Erkenntniß, daß diese Bühne des Menschenlebens vordem anders beschaffen gewesen sei. Ja,

neben den abenteuerlichsten Vorstellungen begegnen uns doch auch solche, denen selbst unsere Geologie zustimmen kann. So dämmert in der germanischen Schöpfungsmythe unverkennbar einige Kunde von der Eiszeit; so ist die fast allen Völkern gemeinsame Fluthsage eine Spiegelung der überall erkennbaren Thatsache, daß alles Land seine Gestaltung vorzüglich der Arbeit des Wassers verdankt und einstmals Meeres- oder Seeboden gewesen ist.

Mehr Anschaulichkeit und mehr zutreffende Ahnungen vom wirklichen Verlauf der Erdgeschichte als in der semitischen Kosmogonie finden wir symbolisch und phantastisch ausgedrückt in der Göttersage der Griechen und namentlich der Germanen. Auf weiteren Wanderungen hatten sie mehr von der Erde gesehn und in der nordischen Natur ihrer zuletzt eingenommenen Sitze, wo sich ein chaotischer Kampf alljährlich erneut, schauten sie ein viel mannichfaltigeres und wilderes Spiel der Elemente, als die Völker des Wüstengürtels der Erde. Aber an edler Einfalt und Würde kann sich keine andere messen mit der mosaischen Schöpfungsmythe.

Auch für unsere Wissenschaft ist es wesenbestimmend geworden, daß das Christenthum gerade diese Sage als Fundament seiner Weltanschauung beibehalten hat. Die Geologie war in ihren ersten schüchternen Anfängen und blieb geraume Zeit über dieselben hinaus ein Versuch, die mit wenigen Strichen hingeworfene mosaische Skizze zu ergänzen ohne ihre Grundlinien auszulöschen und den alten Rahmen völlig zu sprengen. Je mehr allmälig die Ergebnisse der Forschung anwuchsen, desto schwieriger ward es, dieselben zu versöhnen mit den Angaben der Schrift, desto mehr Scharfsinn zur Auslegung, ja, Spitzfindigkeit zur Umdeutung der letzteren wurde aufgeboten, um die Wahrheit der heiligen Urkunde dennoch zu retten, desto eifriger gingen auch die Forscher an die Arbeit, theils mit erwachendem Bewußtsein ihrer Gegnerschaft, theils gespornt von der immer noch nicht aufgegebenen Hoffnung, daß die vervollkommnete Erkenntniß mit der Lehre des Glaubens schließlich dennoch übereinstimmen werde. Erscheinen doch selbst heute noch nachzüglerische Werke welche sich diese Versöhnung zur Aufgabe stellen.

Ist alle diese Mühe, weil sie in der That zu keinem andern Ziel geführt hat als zur Erkenntniß der Unmöglichkeit des Versuchs, deshalb verschwendet gewesen?

Durchaus nicht! Denn der Arbeitsverlauf der Wissenschaft ist in allen seinen Stadien auch heute noch ganz derselbe. Es ist falscher Stolz, was uns verführt, Dogma und Theorie für grundverschieden auszugeben. In Wahrheit ist jedes Dogma schon eine Theorie und jede Theorie noch ein Dogma. Alles Wissen nimmt seinen Ausgang von einem Dogma. Genau betrachtet ist ein solches enthalten in jedem Verbum, das einen Naturvorgang bezeichnet. „Strahlen" z. B. bedeutet eigentlich: einen Pfeil schießen, setzt also, von der Sonne ausgesagt, in diese einen menschenhaften Schützen. Wenn wir sagen „es regnet", so ist zwar in unserem Bewußtsein das regnende Subject verflüchtigt, sprachlich aber steckt, auf ein unbestimmtes Etwas zusammengeschrumpft, im Es immer noch der menschenhafte Thäter, der vormals auch benannt wurde, als man noch sagte Ζεὺς ὕει.

Wenn Theorie der Versuch ist, beobachtete That-

sachen verständlich zu machen durch ihre Ableitung aus einer gemeinschaftlichen Ursache, so enthält doch offenbar auch der erste Satz der Bibel eine Theorie; denn er sucht eine Erklärung für die beobachteten erstaunlichen Thatsachen der Weltordnung. Zwar bleibt es beim Suchen; denn die gefundene vorläufige Beruhigung ist nur verhülltes Eingeständniß, daß das Räthsel zur Zeit unlösbar sei, und eben diese Verhüllung, insofern sie für den Scheinfund die Geltung eines wirklichen Fundes beansprucht, macht die Theorie zum Dogma, das als solches einer anderen mehr genügenden Theorie auch hinderlich wird, aber keineswegs nur hinderlich, sondern zugleich reizend und stärkend zur Ueberwindung des Widerstandes.

Genau so geht es in der Wissenschaft fort auch noch in der Gegenwart. Jede neue Theorie wirkt zunächst augenöffnend und eine Fülle weiterer Erscheinungen erklärend außer derjenigen, zu deren Erklärung sie aufgestellt wurde. So wurde das Gesetz des Apfelfalls und des schwingenden Kirchenkronleuchters, nachdem es das Räthsel der Mondbewegung theilweise gelöst, auch für den Lauf der Planeten, der Doppel-

sterne und schließlich für jede Bewegung im All gültig befunden. Aber jede Theorie wird dann auch zum blindmachenden Dogma und deckt der Forschung selbst die handgreiflichsten Erscheinungen zu mit einer Staarhaut, die erst eine neue Theorie wieder ablösen kann. Die richtige Erkenntniß z. B. daß der Mensch zu den jüngsten Gebilden des Erdlebens gehöre, hat, als Dogma Cuviers, „es gibt keinen fossilen Menschen", beinahe zwei Generationen hindurch die Anerkennung der unbestreitbaren Höhlenfunde Schmerlings und der prähistorischen Kunsterzeugnisse verhindert, bis man plötzlich hellsehend wurde durch die neue Theorie Darwins, nach der wir von Thieren abstammen. Auch die unsterbliche Entdeckung Newtons, die Gravitationstheorie, ist doch zugleich, als Dogma von einer schlechterdings unbegreiflichen Fernwirkung, der Erkenntniß eines übertragenden Mittels bis auf den heutigen Tag hinderlich geblieben.

So hat der mosaische Bericht der Geologie und Kosmogonie den Dienst einer ersten Theorie geleistet in deren allmäliger Berichtigung und endlicher Aufhebung beide erst zu Wissenschaften geworden sind.

Es war derselbe Werdegang wie jener, in welchem durch allmälige Berichtigung und endliche Aufhebung der Vorstellung von den sieben Sphären, der ptolemäischen Epicykelntheorie, der tychonischen Lehre und selbst der Astrologie, die heutige Astronomie zustande gekommen ist; dieselbe Metamorphose, welche aus der Alchymie die Chemie entwickelt hat.

Wie erhaben über allen Zweifel wird immer noch, selbst von ausgezeichneten Gelehrten, die Beschuldigung wiederholt, daß die von der Kirche für die Bibel geforderte Autorität und der langmüthige Gehorsam, mit dem die Forscher die unmögliche Uebereinstimmung ihrer Lehren mit der heiligen Sage dennoch zu erquälen getrachtet, für die Wissenschaft nur schädlich und hemmend gewesen seien. Nichts gleichwohl kann falscher sein. Lebendige Kraft wächst nur in der Ueberwindung von Hindernissen und Erkenntniß blüht dem Menschen durchaus nur aus der Knospe phantastischen Glaubens, der nicht Lüge ist, sondern Märchenhülle des Keims einer gesuchten und geahnten Wahrheit. Nur nach gründlicher Erschöpfung aller Friedensversuche kann der offene Kampf entbrennen

der endlich zum Siege führt. Der Widerstand der Kirche hat die Wissenschaft nicht gelähmt, sondern erstarken gemacht. Die Verbrennung des Giordano Bruno und die Erzwingung des Widerrufes von Galilei haben die Philosophie und die kopernikanische Lehre nur so gehemmt, wie Rohr und Pfropfen das Pulver und die Kugel einhemmen, um dieser in der Richtung zum Ziel Tragweite und durchschlagende Kraft zu sichern. Zeitlich zurückgehalten von der Entfaltung im Sonnenlicht wird die Rose allerdings von den grünen Knospenblättern, aber sie frei zu schälen vom Verschluß, in dem allein sie zur Blüthenfülle heranreifen kann, wäre eben so unverständig, als der umgekehrte Versuch, die voll entfaltete Blume wieder verschließend einzubinden in die aufgesprengte Kapsel.

Müßig sind alle Fragen, wie unter anderen Vorbedingungen die Geschichte verlaufen wäre; denn jede Antwort bleibt Vermuthung, für die weder Beweis noch Widerlegung möglich ist. So wäre es gleichsam eine Rechnung mit unmöglichen Größen, wenn wir untersuchen wollten, zu welcher Verfassung unsere Wissenschaften gelangt wären, wenn sie nicht ausge-

gangen von der Göttersage und vom Glauben, wenn sie nicht zuerst durchaus Mythologie und Theologie und nicht genöthigt gewesen wären, ihren Eintritt in selbständiges Dasein durch Ablösung von dieser zu bewirken, ihre Entwicklung im Kampf mit der Theologie und der Kirche zu erstreiten. Es käme das nahezu auf dasselbe hinaus, als wenn wir speculiren wollten, welcher Leistungen wir fähig sein würden, wenn wir keine Kindheit durchzumachen hätten, sondern schon als Knaben die Geistesreife des Mannes besäßen.

Einiges Licht geben kann uns nur ein Vergleich unserer Wissenschaft mit dem, was aus Anfängen der Wissenschaft in Folge anderen Aus- und Entwicklungsganges bei andern Völkern geworden ist, und ein zweiter Vergleich der von uns geärndteten Frucht mit ihrer einstigen Blüthenknospe.

Der erste Vergleich sagt uns, daß der Gedanke, die Natur durch Beobachtung und Versuch nach ihren Geheimnissen zu fragen, nur da zu systematischer Arbeit geführt hat, wo der Glaube an einen allweisen Schöpfer die unentbehrliche Voraussetzung gab, daß alles Dasein und jede Erscheinung eine Bethätigung

sei einer zwar schrankenlosen aber von der beschränkten menschlichen nicht wesentlich verschiedenen Vernunft, daß uns also das Walten der Weltgesetze auf die Länge nicht unerkennbar bleiben könne.

Der zweite Vergleich aber zeigt uns in der That in der Frucht, der Weltvorstellung der Naturwissenschaften und ihrer philosophischen Zusammenfassung, noch so merkliche Spuren erhalten von ihrer Blüthenknospe, der vom Christenthum übernommenen mosaischen Schöpfungsmythe, daß wir immerhin einiges Recht behalten zu der Behauptung, daß sie nicht ohne diese hätte werden können, was sie geworden ist.

Der Begriff des Schaffens freilich ist abgethan als grobe Vermenschung der Natur. Auch die Vorstellung von einem Anfange der Welt ist entlarvt als irrige Verallgemeinerung einer Erdenerfahrung, die selbst nur Täuschung ist, da auch auf unserem Planeten nichts anfängt noch aufhört, als die in stetem Fluß befindlichen Gestaltungen des unvernichtbaren Stoffes. Die Astronomie ist angelangt bei der Erkenntniß eines in sich zurückkehrenden Kreislaufes der kosmischen Bildungen, vom zerstreuten Urnebel zum Riesen-

gasball, zu Sonnen und Sonnensystemen, zu deren Erstarrung, Zusammensturz, Zertrümmerung und Zerstreuung, zur Sammlung der zerstreuten Staub- und Trümmerwolken, zu deren Wiederverdampfung endlich in Urnebel, um denselben Zirkelgang auf's Neue anzutreten. Alle diese Processe sind mechanisch erklärlich geworden, ein absichtliches Wirken nach vorgeschauten Zielen und Zwecken endgültig von ihnen ausgeschlossen. Die beträchtlicher Dauer fähige Anordnung hat sich erwiesen als Ergebniß der Ausscheidung aller derjenigen Zwischenexistenzen, welche beim Werden aus früheren Zuständen nicht, wie die übrig gebliebenen, einen vom Streit der Anziehungskräfte unbedrohten Platz gefunden und zugleich eine dauerfähige Gestalt empfangen hatten und deshalb im Laufe der Zeiten unausbleiblich dem Untergange verfielen.

Frhr. K. Du Prel, in seiner Schrift über den Kampf um's Dasein am Himmel, welche den eben vorgetragenen Satz weiter ausführt, sagt so schön als fein:

„Wenn wir uns über die Harmonie des Weltalls verwundern, so setzen wir dabei unbewußt voraus,

daß diese Harmonie von vielen möglichen Fällen der auffallendste sei; daß wir also eben so wohl den Anblick einer in chaotischer Verwirrung befindlichen Welt haben könnten. Aber diese Voraussetzung ist in sich widersprechend. Denn erstlich ist die Harmonie eine mittlere Phase jeder Entwicklung und muß unvermeidlich eintreten, weil mit jedem unharmonischen Zustande die indirecte Auslese untrennbar verbunden ist, deren Ergebniß eben das Ueberleben des Zweckmäßigen ist. Sodann aber ist die Harmonie als Resultat, vom Standpunkt eines erkennenden Wesens, nicht unter zahlreichen möglichen Fällen der auffallendste, sondern in der That der einzig mögliche Fall. Wenn eine Welt und ein Auge gleichzeitig sein sollen, so kann es immer nur eine wohlgeordnete Welt sein, weil es in einer ungeordneten überhaupt nicht zu einem Auge käme. Ein Auge wird niemals in eine andere Welt blicken, als in eine solche, welche die ästhetische Bewunderung herausfordert."

Ich will mich nicht aufhalten bei der berechtigten Einwendung, daß auch diese Sätze nur relativ zutreffen; daß alle Ordnung nur eine relative ist und es

an einer solchen nie und nirgend gefehlt hat; wie denn Ich z. B. nicht umhin kann, allen Ernstes zu meinen, daß sogar die Gebilde der Sonnennatur den unsere Vorstellung entsetzenden, wild chaotischen Gluthensturm mit Lust als ihnen genehme Ordnung empfinden. Auch das orangengroße Dämmerungsauge der Saurier, in das die dichte Wolkenhülle der Kohlenepoche keinen unzerstreuten Sonnenstrahl fallen ließ, schaute eine für den Saurier wohlgeordnete Welt, wenn auch keine harmonische; denn Harmonie schauen kann eben nur das Auge eines Wesens, das sich mit Kunst über die Natur erhoben hat, und daß es dieselbe schaut, geschieht stets nur kraft der Illusion, die ihm durch nothwendige und blinde Anpassung noch nicht erklärliche Paßlichkeit sei eben so, wie die paßliche Einrichtung seiner Waffen, seiner Hütte, seiner Kleidung, das Werk eines Künstlers.

Aber gerade mit dem Nachweis nicht nur der Unvermeidlichkeit, sondern auch des Werthes dieser Illusion, welchen Herr Du Prel an die obige Betrachtung anknüpft, spricht er ganz zu meinem Thema.

„Wenn wir, fährt er fort, von dieser ästhetischen

Bewunderung übergehn zur Verwunderung über das Vorhandensein dieser Pracht und Harmonie, so verwundern wir uns in der That über den einzig möglichen Fall, während die Befremdung doch nur dann am Platz wäre, wenn die Möglichkeit mehrerer Fälle gegeben und von diesen der auffallendste eingetreten wäre. Unser Auge ist also einem Spiegel vergleichbar, der erstaunt wäre, daß so hoch entwickelte Geschöpfe wie die Menschen sich in ihm beschauen, während gleichwohl er selbst, das Artefact Spiegel, nicht vorhanden sein könnte, wenn die Natur in der Entwicklung der Lebensformen nicht schon bis zum Menschen fortgeschritten wäre. Gleichwohl dürfen wir den hohen Werth dieses geistigen Verhaltens der Menschheit den Erscheinungen des Himmels gegenüber nicht unterschätzen. Denn sie ist nur ein Vorläufer jener rein metaphysischen Verwunderung über die Dinge, welche nach Aristoteles der Anfang aller Philosophie ist, und welche, weil sie sich auf das Sein der Dinge bezieht, an Berechtigung auch dann nichts verlieren würde, wenn uns die bestimmte Beschaffenheit der Dinge kein naturwissenschaftliches Räthsel mehr wäre.

Der Grad der Befremdung, womit wir in die Welt schauen, bestimmt auch den Trieb, diese Welt zu erklären und ihre Gesetze zu erforschen. Wenn auch nur eine hyperbolische Erklärung darin gesehn werden muß, daß die Menschheit schon für die wahrnehmbare Beschaffenheit der Dinge nur ein transscendentes Princip als adäquate Ursache erkennen wollte, so kann doch nur jener Trieb zur Erklärung uns dahin führen, die den Erscheinungen entsprechenden und genügenden Ursachen an Stelle jenes transscendenten Princips zu setzen und in deutlicher Unterscheidung des naturwissenschaftlichen Interesses von der metaphysischen Verwunderung dem Gefüge dieser Welt nachzuspüren."

Das heißt, aus der schweren philosophischen Sprache übersetzt und auf unser Thema angewandt: Nur aus dem höchsten Grade der Verwunderung über die Welt konnte der stärkste, zur höchstmöglichen Vollendung der Wissenschaften ausreichende Trieb zu ihrer Erklärung und zur Erforschung ihrer Gesetze ausgehn.

Wo nun, frage ich, finden wir diesen höchstmöglichen Grad der Verwunderung?

Da, wo die Welt als das Wunder selbst erscheint;

wo sich der sterbliche Künstler Mensch von ihrer Schönheit und ihrem Zusammenstimmen so überwältigend ergriffen fühlt, daß er kraft jener unvermeidlichen Illusion nicht umhin kann, sie als Kunstwerk einem über alle Begriffe weisen und mächtigen Künstler zuzuschreiben.

Nur wo diese „hyperbolische“, d. h. einen weit übermenschlichen und gleichwohl menschenhaften Ursächer glaubende vorläufige Scheinerklärung als erste Theorie diente, welche allmälig zu berichtigen, aufzuheben und ersetzen war durch die nachträgliche wirkliche Erklärung aus genügenden Ursachen und aus richtig beobachteten Erscheinungen gewonnene Gesetze: nur da, sagt die Culturgeschichte, hat die Wissenschaft von der Welt den zu ihrer höchstmöglichen Vollendung führenden Weg eingeschlagen; nur da, dürfen wir auf Grund dieses historischen Zeugnisses und der bisherigen Betrachtung hinzufügen, konnte sie diese Bahn treffen und einhalten.

Kann aber dies Ausgangsbekenntniß, daß die Welt ein unbegreifliches Wunder sei, grandioser einfach und classisch reiner von jedem verfrühten Versuch, das Un-

faßliche dennoch vorstellig zu machen, ausgesprochen werden, als im ersten Satze der Bibel: „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde?"

Auch nach seiner Aufhebung muß er unserer Wissenschaft immerdar ehrwürdig bleiben; denn er ist der urgewaltige Schicksalsspruch welcher ihre Bahn und ihr Wachsthum zur Größe vorbestimmt hat. Nur als Metamorphose des Glaubens den er in sieben Worten ausspricht, konnte sie werden was sie geworden ist, um endlich auf ihrer heutigen Altersstufe, nach langer Geringschätzung und sogar feindlich erbitterter Leugnung solcher Herkunft, sich auch zu erkennen als seine echte Urenkelin und sogar mit dem Namen, mit welchem sie ihr neues Wesen zu bezeichnen liebt, einzugestehn, daß sie, als Monismus, den Monotheismus nicht nur aufgehoben, sondern auch erhalten habe.

Zwar für ein Wunder ist unserer Forschung nirgend eine erlaubte Stätte noch ein erlaubter Zeitpunkt übrig geblieben. Aber auch Wir, mit allem unserem Wissen, bekennen, daß wir zur Zeit noch rathlos dastehn und vielleicht immerdar dastehn werden vor einem Urgeheimniß.

Die Instrumentation unserer Sinne, die Summirung ihrer Berichte in unserem Bewußtsein, die unentrinnbare Gefangenschaft unseres Erkenntnißvermögens im Reiche des Scheins, die Gebundenheit unserer Vernunft an angeborene Begriffe sind scharf genug untersucht, um negativ darzuthun, daß sich das Wesen der Dinge und unsere Wahrnehmung von ihnen nicht decken können. Unsere Kunde von den Schwingungen, von ihren Thätern und Leidern, dem Aether und den Atomen, ist weit genug ins Uebersinnliche vorgedrungen, um auch schon positiv behaupten zu dürfen, daß alle Dinge und Stoffe nur die Acte sind, kraft deren ein Verborgenes, für uns zur Zeit Uebersinnliches uns zur Empfindung und Wahrnehmung gelange. Nicht als die Schöpfung, da dies Wort immer die Vorstellung des menschenhaften Mächers einschließt, wohl aber als die unaufhörliche That dieses übersinnlichen Monon dürfen, ja, müssen wir die Welt betrachten.

Allerdings schwindelt uns bei dieser Zumuthung. Aber welches dreimal wiederholte Warum versetzt dies Menschenhirn, das die Sonne auf dem Stäubchen

Erde gezüchtet hat, nicht in ein beängstigendes hülfloses Drehen? Welche Allfrage erweist nicht seine Vernunft als für das All unzureichend, indem sie dieselbe unausweichlich zwingt, zwei Antworten zu geben deren jede das Gegentheil der andern aussagt, wie das Kant mit seiner Antinomieenlehre dargethan hat?

Beiläufig will ich hier andeuten, mit welcher Betrachtung ich für meine Person mich beruhigt habe über die qualvolle Antinomie, daß die Endlichkeit der Welt im Raum und somit in der Zeit, gleich undenkbar sei, als ihre Unendlichkeit. Die Qual dünkt mir, entstehe nur durch eine falsche Bereicherung des Begriffes Raum. Die geläufige Bedeutung des Wortes: Möglichkeit, Körper zu placiren, verführt uns mit dem Urtheil, daß in ihm etwas sein könne, ihn anthropomorphistisch als Gefäß vorzustellen, das auch für sich selbst etwas sei. Unsere Wahrnehmung alles vorhandenen in irgend einem der unzähligen Radien der unbegrenzten Kugel, die in den Hauptrichtungen vor, hinter, über, unter, links und rechts neben uns um unsern Ichpunkt herumliegt, zwingt uns, ihm drei

Dimensionen beizulegen. Aus der Thatsache der Unentbehrlichkeit dieser Methode zur Verständigung über Ortsangaben entspringt alsbald der fernere Wahn, diese drei Dimensionen seien seine Eigenschaften, und sofern er Eigenschaften besitze, müsse er selbst etwas Reelles sein. In Wahrheit aber ist er nur das Gegentheil, die gedachte Verneinung der Dinge, für sich selbst gleich wesenlos wie ein Loch ohne Durchlöchertes. Auch bedeutet ja sein lateinischer Name ursprünglich nur „Lücke", nach seiner griechischen Etymologie genauer: durch Auseinanderziehn entstandene Kluft. Raum ist also durchaus identisch mit Leere und Nichts.

Das nun kann ich mir ohne Schwindel vorstellen, daß jenseits der letzten Systeme in der Peripherie der etwa linsenförmig angeordneten Welt und jenseits der Oberfläche ihrer gemeinsamen Aetheratmosphäre die reine Leere, das absolute Nichts beginne. Daß dies Nichts auch nirgend aufhöre ist ganz und gar nicht undenkbar, sondern selbstverständlich. Was von Antinomie übrig bleibt, ist nur ein Schein und lediglich auf Rechnung der Sprache zu stellen. Entstanden

zur lautlichen Bezeichnung des mannichfaltigen Seins, kann sie kein angemessenes Instrument sein für das Gegentheil ihrer bisherigen Aufgabe. Was die Physik gegen die Begrenzung einer solchen endlichen Welt und die Astronomie gegen die Möglichkeit ihres stabilen Gleichgewichts glaubt einwenden zu dürfen ist mir nicht unbekannt. Wenn es sich aber herausstellen sollte, daß, wie der Schall, die Wärme und das Licht, auch die Schwere nur durch ein materielles Medium in die Ferne zu wirken vermöge, mithin von der Leere in undurchdringliche Grenzen eingeschlossen sei, — und es scheint daß wir nicht mehr fern sind von dieser Erkenntniß — dann würden auch diese Einwendungen ihre Geltung verloren haben — ganz abgesehen davon, daß es fraglich ist, ob wir der Welt wirklich ein stabiles Gleichgewicht deswegen zuschreiben dürfen, weil sie es uns zu bewähren und bewährt zu haben scheint seit Fristen, die uns unermeßliche Billiarden von Aeonen dünken, und doch vielleicht nur eine Zeitspanne sind im Act ihres Zusammensturzes.

Die Endlichkeit der Welt ist mir also denkbar. Aber ich bin eben so weit davon entfernt, diese Denk-

barkeit für beweisend zu halten, als davon, mit dem Geständniß, daß ihre Unendlichkeit mir unvorstellbar und undenkbar ist, behaupten zu wollen, sie könne nicht unendlich sein. Unserer Metaphysik also ist das Problem unlösbar und die Beobachtung hat Data genug geliefert, um alle Hoffnung darauf abzuschneiden, daß wir durch weitere Verstärkung unserer Sehkraft seiner Lösung auch nur näher kommen könnten. Denn selbst aus dem Nichtaufglimmen noch entfernterer Nebel nach etwa noch hundertfacher, also schon mehr als unwahrscheinlicher Verschärfung der Instrumente, würde, nachdem eine gewisse, wenn auch noch so geringe Absorption des Lichts keinem Zweifel mehr unterliegt, kein Nichtvorhandensein solcher gefolgert werden dürfen. Der Streit ist also müßig, und umsomehr haben wir uns dabei zu beruhigen, daß die practische Unendlichkeit keinem Zweifel unterliegt.

Wenn wir annehmen, die durchschnittliche Minimalentfernung von Sonne zu Sonne sei, von den Doppelsternen abgesehn, nur etwa halb so groß, als die kleinste der uns bekannten zwischen unserer und einer anderen Sonne (α Centauri), so haben wir dieselbe

in Betracht der gewonnenen Theorieen über Sonnenbildung gewiß nicht zu groß, in Erwägung der wenigen uns bekannten Fixsterndistanzen wahrscheinlich viel zu klein vorausgesetzt.

Lassen wir dieselbe gelten für einen der Sternhaufen, die in starken Instrumenten eben noch auflösbar sind und in denen die Anzahl der Sterne auf viele Tausende geschätzt wird, obgleich sie am Himmel nur den vierten Theil der Mondscheibe und weniger einnehmen. Es ist erstens klar, daß wir nur die lichtstärksten Sonnen überhaupt noch unterscheiden, und zweitens daß wir die Distanz zweier benachbart erscheinender Sterne nur ganz ausnahmsweise ohne starke, in der Regel gewiß vielfache perspectivische Verkürzung erblicken. Vernachlässigen wir beides, lassen die gesehenen Distanzen für unverkürzte gelten und schätzen die zwischen je zwei Nachbarn auf durchschnittlich 0,1 Bogensecunde, also für die meisten dieser Objecte offenbar viel zu groß, so ergibt trotzdem, daß alle diese Annahmen mit großer Unwahrscheinlichkeit zu Ungunsten der Größe der Entfernung behaftet sind, eine einfache Rechnung einen Abstand des Sternhaufens

von uns von drei bis viertehalb Millionen Jahren Lichtzeit. Aber selbst diese ungeheuere Entfernung ist offenbar noch eine geringe im Vergleich zu jener von eben nur milchig aufdämmernden, bisher unauflösbaren Nebelflecken, für welche gleichwohl das Spectroscop ihre Zusammensetzung aus Sonnen bezeugt hat.

Welchen Sinn, welche Frucht für die Wissenschaft kann es haben, daß der mathematische Begriff auch solche Größen nicht anzuerkennen vermag als unendlich? Auch das Problem der drei Körper und vollends der Störungen einer Vielzahl ist in aller Schärfe unlösbar; uns aber genügt die annähernde Lösung. So muß es uns nicht nur, sondern kann es uns auch genügen, daß für Uns die Welt unendlich ist.

7.

A. von Humboldt, der Gegner aller Mystik, dem jeder Anlaß willkommen ist, seine Abneigung gegen die semitische Weltanschauung merken zu lassen, hat gleichwohl nicht umhin gekonnt, der Naturpoesie der Juden ein aus seinem Munde doppelt schwer wiegen-

des Lob zu zollen. (Kosmos II. S. 45 u. f.) Er hat Worte der Anerkennung für die einfache Klarheit ihrer in sinnbildlicher Sprache ausgedrückten Gedanken. Er hebt es hervor als bemerkenswerthen Vorzug, daß sie selbst im höchsten Schwunge der Begeisterung nicht maaßlos werde wie die indische Dichtung. Er gesteht es ihr als Eigenart zu, daß sie, als Reflex des Monotheismus, stets das Ganze des Weltalls in seiner Einheit umfasse, sowohl das Erdenleben, als die leuchtenden Himmelsräume. Als Beleg dafür erwähnt und skizzirt er namentlich den 104ten Psalm, in dem „alle Haupterscheinungen des Himmels und der Erde in großen Zügen geschildert werden" und spricht dabei sein Erstaunen aus, in einem lyrischen Gedicht von so geringem Umfange schon ein Gemälde des ganzen Kosmos anerkennen zu müssen.

Aber nicht gezogen, wenigstens nicht ausgesprochen hat er die Schlußfolgerung, daß eben dies Maaßhalten, diese Klarheit und strenge Gedankeneinheit wesenbestimmend geworden ist für die Wissenschaft, welche entstanden ist aus der Umwandlung dieser Poesie und dieselben Vorzüge als ererbte Eigenschaft nur dort

entwickelt hat, wo jene Dichtungen als heilige Urkunden der Religion mit übernommen waren. Nicht durchgedrungen, scheint es, war er bis zu der Erkenntniß, daß der mosaische Glaube, die Welt sei das Gebilde der unbegreiflich hohen Kunst eines allmächtigen Künstlers, der Forschung der Christenheit ihr Gesammtproblem gestellt hat.

Wir begegnen aber in diesen Dichtungen auch der Andeutung und schließlich selbst der überraschend scharfen Stellung der Einzelprobleme der Wissenschaft, wo sich ihr Staunen über die vorgefundene, noch unerklärbare Harmonie den einzelnen Erscheinungen zuwendet.

Wenn es da heißt, daß „der Himmel die Macht Gottes verkündet und seine Sphärengewölbe die Kunst seiner Hände offenbaren" (Psalm 19, 2) so bleibt zwar diese Kunst ein Wunder, befolgt aber gleichwohl ein „unwandelbares Gesetz", indem sie z. B. die Sonne wie an der Schnur zu demselben Himmelsrande zurücklaufen läßt von dem sie aufgegangen war, und ist eben durch diese Zuverlässigkeit erfreulich für den Menschengeist (ebd. 6—8).

Wenigstens angedeutet ist damit die Möglichkeit, dies Gesetz auch zu erkennen, und die Lust, es auszuspüren; ja, es wird schon eine einzelne Aufgabe, eben der Sonnenlauf, als zur Forschung reizend hervorgehoben.

Schon bestimmter, als dies makrokosmische, hat ein anderes Gedicht das noch weit schwierigere mikrokosmische Räthsel aufgegeben. Ich meine Psalm 139, V. 1—18 (denn V. 19—23 sind hinzugeflicktes Fragment eines anderen Liedes).

Dieser Psalm geht aus vom Staunen über die Allgegenwart und Allwissenheit Gottes in Bezug auf den Menschen, dessen Gedanken und unbedeutendste Handlungen ihm vorausbekannt seien. Schon daran knüpft sich der Ausruf: Solches Wissen ist mir zu wunderbar und allzuhoch als daß ich es erreichen könnte." Dann erst wendet sich das Lied zum eigentlichen Thema, zur Bewunderung der in der kleinen Welt, dem menschlichen Leibe, bewiesenen Gotteskunst. „Du bildetest mir das Denkorgan als du mich senktest in den Schooß der Mutter. So gut meine Seele weiß daß (alle) deine Werke wunderbar sind, ich preise

dich (insbesondere) ob meiner eigenen wundersamen Gestaltung. Die geheimnißvolle Bildung meines Körpers war dir nicht verborgen; du weißt, wie ich gewoben wurde im dunkeln Grunde; dein Auge sah meinen Urstoff .... Unergründlich sind mir deine Gedanken, unermeßlich ihre Summe, unzähliger als der Sand. Aber so oft ich erwache, — immer wieder bin ich bei dir."

Noch sind kaum zwei Drittel eines Menschenalters vergangen seit Entdeckung des Weges zur Lösung des schwierigsten und verwickeltesten Räthsels der Natur: zur Erklärung, wie sie ohne Vorhersicht der Zwecke des Lebens diese staunenswerth künstliche und zweckmäßige Gliederung der Thiere und ihres Primaten habe erziehen können. Die Erdgeschichte mußte erst unermeßliche Zeiträume zur Verfügung gestellt, ihre Vorwesenkunde unseren Ahnensaal einigermaaßen behangen haben mit verläßlichen Probebildern aus der zahllosen Menge unserer hingeschwundenen Vorfahren, ehe die Lehre von der Einheit des Stammbaums aufdämmern und endlich durch ihre Verbindung mit der Erkenntniß der blinden Zuchtwahl

durch den Kampf um's Dasein zum vollen Tageslicht werden konnte, das den richtigen Weg zum Ziel aufhellte.

So geziemt es uns ganz und gar nicht, mit geringschätzigem Hochmuth, wohl gar wie das Mode ist mit feindlicher Erbitterung zurückzublicken auf den unvermeidlichen Glauben, mit dem einst der Menschengeist stehn blieb und damals stehn bleiben mußte an der Schwelle dieser Fragen, zu deren Ueberschreitung es der Arbeit von Jahrtausenden bedurft hat. Unduldsamer Kampf ist unser Recht und unsere Pflicht gegen die selbst unduldsamen Verleugner der Wahrheit die uns zurückbannen wollen in jenen einst schönen und kindlichen, nun aber häßlich und kindisch gewordenen Glauben. Dem hebräischen Dichter aber schulden wir vielmehr warmen Dank dafür, daß er das schwerste und spätest gelöste Problem so schlicht als eindringlich gestellt und so jene tausendjährige Arbeit gefordert hat. Je vertrauter der Leser ist mit der heutigen Wissenschaft von der Entfaltung des Lebendigen, desto tiefer gerührt wird er dem alten Sänger lauschen, wie er verzweifelt an der Möglichkeit der

von uns gewonnenen Einsicht; wie er sich mit seinem Verzicht in gesteigerter Inbrunst aufschwingt zur bewundernden Anbetung des allmächtigen und allwissenden Weltkünstlers in dessen Vernunft allein alle Geheimnisse offenbar seien, und wie er doch zugleich bekennt, immer wieder zurückkehren zu müssen zum Versuch, diese Weltvernunft zu ergründen.

Die deutlichste, umfassendste und zugleich am meisten in's Einzelne gehende Forderung der Naturwissenschaften enthält das Buch Hiob, eine der tiefsinnigsten Dichtungen aller Zeiten und Völker. Fast merkwürdiger noch, als die gestellten Fragen, ist der Gedankengang, der zu denselben führt, und ich bleibe sehr in unserm Thema, wenn ich ihn darlege.

Jede Religion ist wesentlich auch Glückslehre: Unterweisung, wie sich das Volk und der Einzelne die Mächte, von denen der Mensch abhängt, hülfreich, oder, sofern sie verderbliche sind, minder schädlich machen könne. Es gilt das auch vom Buddhismus; denn er geht zwar aus vom unentrinnbaren Elend des Daseins, gipfelt aber doch in der Anweisung, dies Elend durch Mitleid nach Möglichkeit zu lindern und ihm

schließlich in die Nirwana zu entkommen. Nicht minder gilt es vom Christenthum, obwohl es auch bald eine welt- und lebensfeindliche Richtung nahm trotzdem daß sein Stifter doch wahrlich kein Pessimist gewesen war; denn die Seeligkeit, die es verhieß in einer erneuten, und als diese rasch erwartete Erneuerung ausblieb, in einer jenseitigen Welt, war doch nur ein Surrogat, eine umgekehrte Luftspiegelung des Glückes. Was es in seiner Erfüllung wieder zu werden im Begriff ist, eben Glückslehre, das war schon ursprünglich keine andere Religion entschiedener als die Mutter der christlichen, die mosaische. Sie verpflichtet ihre Anhänger auf eine überlieferte Urkunde der Sittengesetze, der in langer Erfahrung erprobten und als Gottgeheiß vorgetragenen, größtentheils von den Aegyptern übernommenen Zuchtregeln, gesundheitsförderlichen Reinigungs- und Speisevorschriften. Sie ist ein Inbegriff der Gebote, denen der Mensch gerecht zu werden habe „damit es ihm wohl ergehe und er lange lebe auf Erden." Wer kann leugnen, daß in solcher Glückslehre, wenn auch oft vermischt mit Irrthümern und wunderlichen Zuthaten, schon die Forderung und die

deutlichen Anfänge der Rechtswissenschaft, der Ethik, der Medicin und mit dieser der Naturgeschichte, enthalten sind?

In einer Kernstelle der jesajanischen Prophetieen heißt es:

Sagt vom Gerechten, daß er glücklich sei,
Denn die Frucht seiner Thaten wird er genießen;
Dem Schlechten aber ergeht es schlecht,
Denn die That seiner Hände wird ihm vergolten.

In Hiob nun schildert uns der Dichter einen Mann, der allen jenen Geboten wirklich gerecht geworden ist, dem sich aber ihre Verheißung, daß der Lohn solcher Gerechtigkeit das Glück sei, nicht erfüllt, da er vielmehr vom schwersten Unglück betroffen wird. Nicht er selbst, wohl aber der Leser weiß es durch den Prolog im Voraus, daß dies nur geschieht in Folge einer Wette Jehovas mit dem Satan, daß also das Unglück nur eine kurze Prüfung sein werde, für welche der in ihr Bewährte mit desto reicherer Gnade belohnt werden soll. Den Verlust seiner Habe, seiner Kinder trägt er ohne Murren „der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen; der Name des

Herrn sei gepriesen.“ Satan schlägt ihn mit schmerzlicher und ekelhafter Krankheit, damit er Gott verwünsche. Sein Weib selbst wird Satans Sprachrohr und räth ihm, sich den erlösenden Tod zuzuziehn durch solche Gottesverwünschung. Hiob nimmt aber auch das Schlimmste in Geduld hin und sündigt nicht. Satan also hat seine Wette verloren und von ihm ist weiter nicht die Rede.

Jetzt erst treten an Hiob die ärgsten Versucher heran, seine Nachbarn, „die leibigen Tröster“, deren Reden alle hinauslaufen auf den einen Rath, seine Leiden anzuerkennen als verdiente Strafe begangener Sünden und für diese bußethuend Vergebung zu erflehn um zu genesen und wieder glücklich zu werden. Sie muthen also — und das ist von oberster Wichtigkeit — dem Hiob eine Selbstbeschuldigung zu, von der es die Darstellung des Dichters bereits unzweifelhaft gemacht, daß sie unwahr sein würde. Daß diese Vertreter des hergebrachten Glaubens den Hiob mit ihrem eigensinnigen unbarmherzigen Refrain, der diese Lügenzumuthung enthält, erbittern und in seinen Erwiderungen bis hart an die Empörung gegen Je-

hova hindrängen; daß ihnen also beinahe gelingt, was sogar dem Satan so kläglich mißlungen ist; daß mithin der Plan der Dichtung, was bisher verkannt worden ist, obgleich sie darin gipfelt, eben diese orthodoxen Nachbarn zu Versuchern stämpelt die schlimmer seien als der Satan, wofür sie denn auch im Epilog als die „Unaufrichtigen" verurtheilt werden, dem „aufrichtigen" Hiob Ersatz zu leisten für seine Verluste: das eben ist die scharfe polemische Schneide, die grimmige Satire dieser hebräischen Faustiade.

Hiob widerlegt sie mit lebendigen Schilderungen wie es dem Ruchlosen wohl, dem Gerechten übel ergehe, bringt sie zum Schweigen mit der wiederholten Versicherung seiner gänzlichen Unschuld und fordert endlich zu seiner Rechtfertigung ein persönliches Verhör von Jehova selbst. Hier, ruft er aus, ist meine unterschriebene Anklage; antworte mir, Allmächtiger, mit der Gegenklageschrift.

Während ein Gewitter emporzieht, nimmt das Wort ein bisher schweigsamer, jüngerer Zuhörer, Elihu, der schon die Meinung des Dichters vertritt. Das eben ist dein Unrecht, sagt er, daß du vor Gott dem

allwissenden und allmächtigen gerecht zu sein wähnest, das dein Frevel, daß du meinst, es könnte dir nicht noch schlechter gehn auch wenn du sündigtest. Durch Leiden öffnet er unser Ohr der Zucht und auch dich lockt er so nur aus der Bedrängniß „in die Weite dahinter keine Enge ist." So wenig du in die Sonne schauen kannst wann sie glänzend am windgereinigten Himmel steht, so wenig darfst du rechten wollen mit Gott, dessen Naturwerke dir durchaus unbegreiflich sind.

Nach dieser Vorbereitung des Schlußactthemas erscheint Jehova selbst auf der Wetterwolke und beginnt das Examen, das den Hiob seiner gänzlichen Unwissenheit in den Naturwissenschaften überführt. Allerdings kann der Dichter die Fragen seinem Gott nur sehr unwissenschaftlich geformelt in den Mund legen; aber sie lassen kein Gebiet unberührt und manche derselben wissen auch Wir zwar besser zu stellen, aber immer noch nicht genügend zu beantworten. Sie beziehn sich auf „die Gesetze des Himmels und seine Herrschaft über die Erde"; auf die Bande welche die Plejaden, den Gürtel des Orion zusammengehalten; auf die Unterlage, welche die Grundveste der Erde

trage; auf die Quellen des Meeres und die Beschaffenheit seiner Tiefe; auf die Herkunft des Lichts und der Finsterniß; auf die Entstehung des Schnees, des Hagels, des Regens, des Thaus, des Reifs und des Eises, der Wolken, der Blitze, von denen es heißt „kannst du sie senden daß sie gehen und zu dir sagen: da sind wir?"; auf die Flugkunst des Habichts und Adlers, die Tragzeit der Steingeis und der Hirschkuh; auf die Schönheit und den Muth des Rosses; auf den Löwen, das Krokodil und das Flußpferd, die mit Lebendigkeit und bemerkenswerther Treue geschildert werden.

So umfassen diese Fragen alle Reiche der Natur. Kein Fach unserer Wissenschaften, von der Astronomie, Geologie, Meteorologie bis zur Zoologie und selbst Embryologie bleibt ungefordert.

Hiob muß bekennen, daß ihm von allen diesen Erscheinungen und Wesen die Entstehung unerklärlich, im Sinne des Dichters gesprochen, die Weise ihrer Verfertigung vom allmächtigen Künstler Jehova unfaßlich sei. Er unterwirft sich in Demuth ohne daß der göttliche Examinator erst nöthig hätte, das Urtheil

selbst auszusprechen. Uns aber ist es leicht, aus dem ganzen Verlaufe der Dichtung dies Urtheil zu formuliren:

Du hast den Proceß mit mir verloren im ersten Verhör. Ich weiß Alles und bin allmächtig; du weißt nichts und bist ohnmächtig. Du kannst also Glück nicht ertrotzen als dein Recht, sondern, soviel dir davon dienlich, nur geschenkt empfangen von meiner Gnade.

Ob der Dichter wohl geahnt hat, auf welche Umkehrung dieses Urtheils sein Werk als auf ein fernes Zukunftsziel hinweist und welchen Rath zum endlichen Gewinn des Processes gegen Jehova es enthält für die späteren Geschlechter?

Vielleicht eine Spur davon sehn wir aufdämmern in dem einen Satz, den Hiob seiner Unterwerfung einflicht: „Ich will dich fragen, lehre mich." Von einer ferneren, minder zweifelhaften Ahnung in dieser Richtung wird im folgenden Abschnitt die Rede sein.

Wie dem aber auch sei, das ist unfraglich, daß zumal aus seiner Dichtung der Menschengeist ein Erhebliches an Trieb und Richtung empfangen hat für die Bahn, in deren unermüdlicher Verfolgung er nun

dahin gelangt ist, daß er eine ähnliche Prüfung mehr denn glänzend bestehn und den Examinator von der Wetterwolke vielfach zurechtweisen könnte. Denn in aller Wahrheit dürfte er antworten:

Ja, ich weiß, was die Plejaden und die Sterne des Orion aneinander knüpft. Ich weiß wie groß die Erde ist, wie viel Centner sie wiegt und an welchem unsichtbaren Bande sie im Aethermeer um die Sonne schwimmt. Ich habe die Schnelligkeit des Lichtes gemessen obgleich es drittehalb Millionen Meilen in der Minute durchläuft, und kann angeben, wie viel hundert Billionen seiner Pulse in der Zeit zwischen zweien meiner Pulsschläge mein Auge empfindet je nachdem es Roth, Grün oder Blau sieht. Ich entwaffne die Wetterwolke mit vergoldetem Speer und kann Blitze wirklich als meine Boten senden daß sie gehen und sagen: da bin ich. Ich weiß nicht Alles, aber bald genug zu meinem Heil; ich bin nicht allmächtig, aber der Stärkste auf Erden. Mein Wissen ist Macht und mit ihr fordere ich nun mein Glück als mein Recht, nicht als Gnadengeschenk, sondern als Lohn meiner Arbeit.

8.

Auch im Neuen Testament nach Anregungen zur Naturforschung zu suchen wäre vergebliche Mühe.

Zwar verrathen die Reden Jesu ein der Natur liebevoll zugewandtes Dichterauge. Aber er begnügt sich, ihre Gebilde und Erscheinungen zu sinnigen Gleichnissen für seine Lehre zu verwenden. Es liegt ihm fern, sie um ihrer selbst willen zu betrachten und Entstehungs- oder Herkunftsräthsel in ihnen zu erblicken, die des Versuches einer Lösung werth wären. Nur einmal begegnen wir einer Aeußerung, die deutbar scheint als eine Regung jenes Erstaunens, mit welchem alle Forschung beginnt: eine Feldblume dünkt ihm bewundernswerther als die Pracht Salomos. Aber sie ist nur Beleg für den Lehrsatz, daß das Trachten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit die oberste Aufgabe, die Arbeit und Sorge um Speise, Trank und Kleidung nebensächlich und selbst überflüssig seien, da diese Dinge Gott seinen Getreuen um so unzweifelhafter werde zufallen lassen, als er das schon für die Vögel und Pflanzen thue.

Uns ist es so geläufig, daß auch der Vogel sein

Dasein ermüht und erkämpft, auch die Lilie Weber-, Färber-, und Modellirarbeit verrichtet, daß wir mit Befremden diese Wahrnehmung vermissen. Eben diese Wahrnehmung aber war abgeschnitten durch die unbedingte Voraussetzung, daß alle Wesen Kunstwerke und Pfleglinge Gottes seien.

Jesus hatte eben auch das mit Sokrates gemein, daß ihn das ethische Problem ganz in Anspruch nahm und unempfänglich oder gleichgültig machte für die Probleme der Natur.

Noch mehr von dieser abgewendet finden wir den Apostel Paulus. Nur zu Lehrsymbolen verwendet er den gepfropften Oelbaum, die Verschiedenheit des Fleisches der Menschen, des Viehs, der Fische und der Vögel, die Verschiedenheit des Glanzes der Sterne, der Sonne und des Mondes, das Waizenkorn endlich, das verwesen müsse, um als neue Pflanze der Auferstehung theilhaft zu werden. Aehnliches findet sich etliche Male im Jacobusbrief.

Die andern Schriften des Neuen Testaments verweigern auch diese spärliche Ausbeute. Ueberhaupt wüßte ich zwar Entschuldigungen, aber keine stichhaltige Ver-

theidigung gegen dein Urtheil, daß wir keine Ursache haben, stolz zu sein auf den litterarischen Werth unserer speciell christlichen Religionsurkunden. Außer etwa für Visionen, wie die Apokalypse, sind sie anschauungslos zum Erschrecken. Das planlose Durcheinander in der Darstellung, der unbeholfene Satzbau, das schmerzhaft schlechte Griechisch verrathen in jeder Zeile, daß die Verfasser auf einer tieferen Bildungsstufe standen nicht nur als die genialen Meister unter den Propheten und Poeten des Alten Testaments, sondern auch als dessen nicht über das Mittelmaaß hinausragende Chronisten und Lehrdichter.

Für das sogenannte johanneische Evangelium, in sofern es versucht, den neuen Glauben in ein philosophisches System zu bringen, nehme ich das Verdienst in Anspruch, daß es einen ersten Anlauf zu wissenschaftlicher Theologie gewagt und so wenigstens mittelbar beigetragen habe zum Aufkommen der wirklichen Wissenschaften. Denn deren Knospung aus der Theologie und in ihrem Dienst; deren erste Pflege in theologischen Lehranstalten und nach den Methoden der Theologie, ist ja historisch unbestreitbar. Im Uebrigen

aber muß ich dir zugeben, daß von wissenschaftlichem Sinn im N. T. auch nicht die leiseste Spur, wohl aber überall das schroffste Gegentheil zu entdecken ist.

Nach diesem Zugeständniß, sagst du, sei es dir unbegreiflich, wie ich auch in anderm Sinne als nach jener weiteren historischen Auffassung, kraft deren die Christenheit auch Erbin der alten Kulturvölker sei, für unsere Wissenschaft Christlichkeit in Anspruch nehmen könne.

Woraus ich das Recht dazu schöpfe, das habe ich in meinen „Andachten" und vor fast einem Menschenalter schon im „Demiurgos" vorgetragen. Da du jedoch der Poesie mehr Bestechungskunst als Beweiskraft zutraust, will ich mein Paradoxon, wie du es nennst, etwas näher begründen.

9.

Den Juden gestatteten es ihre Vorstellungen von Gott durchaus nicht, sein Wesen für ein dem Menschen auch nur annähernd erreichbares zu halten. Sich ein Bild von ihm zu machen war ihnen direct verboten. Den Unvorstellbaren und unnahbar Hohen

als Muster und Hoffnungsziel ihres Strebens zu betrachten wäre ihnen als schiere Vermessenheit erschienen. Sie glaubten an seine Allmacht und Allwissenheit, aber sie war nicht ihr Ideal. Vielmehr blieb ihr Ideal ein politisch nationales: das Glück und die Herrlichkeit des Volkes Israel im erneuten Zion. Diese Herrlichkeit sollte in Aussicht stehn durch einen gesalbten König aus Davids Geschlecht, den Messias, und fällig sein als Lohn, sobald das Volk zum reinen Glauben und durch unverbrüchlichen Gehorsam gegen seine Gebote zur Gerechtigkeit zurückgekehrt sein würde.

Nach der Rückkehr aus dem Exil war nun das Volk in der That zum reinsten Jehovaglauben bekehrt und seine Satzungen wurden strenger denn jemals beobachtet. Aber das Loos des Volkes entsprach nicht im Entferntesten jenen hochfliegenden Hoffnungen. Der Tempelbau, kaum begonnen, wurde verboten und durfte erst im sechsten Jahre des Darius vollendet werden. Nach der verschönernden Erinnerung aus den Tagen vor der Zerstörung hatten die Psalmdichter dem Heimweh der Verbannten die Herrlichkeiten Zions geschildert. Das wirkliche Jerusalem, das die Heim-

gekehrten vorgefunden, war noch zu Esras Zeiten eine mäßige Zahl schwach bewohnter Häuser zwischen Trümmerhaufen ohne schützende Mauern und Thore. Die kleine und arme Einwohnerschaft brach fast zusammen unter der Last der Arbeit, als Nehemia es unternahm, den Schutt hinweg zu räumen und die weiten Mauerbreschen auszufüllen. Viele mußten ihre Habe verpfänden, ja, Söhne und Töchter in Leibeigenschaft überantworten um außer der Steuer an Persien die Mittel zum Wiederbau der Stadt aufzubringen. Das Volk war nichts als eine geduldete, von eifersüchtigen Nachbarn angefeindete Secte, ohne politische Selbständigkeit dem Regiment und der Rechtspflege des persischen Satrapen über Syrien unterworfen. Nicht Glanz und Wohlergehn also, sondern tiefe Demüthigung und trostloses Elend schien der Lohn der Glaubens- und Gesetzestreue.

Wo bleibt die Gerechtigkeit Gottes, rief man verzagend aus, wenn es, wie der Augenschein lehrt, nicht wahr ist, daß der Gerechte glücklich werde und es dem Bösen schlecht ergehe?

So vollzog sich jener Bruch des mosaischen Glau-

bens, den die in eben dieser Zeit entstandene Hiobsdichtung darstellt und mit dem Machtspruch ihres deus ex machina zu heilen versucht, in Wahrheit aber nur überpflastert, nachdem sie selbst schon mit zukunftschwangeren Worten hingedeutet hat auf den neuen Keim, der aus der berstenden Schaale emporsprießen werde. Ich meine den ahnungsvollen Seufzer Hiobs:

„Gott ist nicht meinesgleichen daß ich mich verantworten und wir zwei mit einander in's Gericht gehen könnten. Es steht kein Mittler zwischen uns der seine Hand auf uns beide legte. Er hat nicht Fleischesaugen und sieht nicht wie ein Mensch sieht."

Diese noch hoffnungslose Sehnsucht nach der Meinesgleichenschaft, nach dem Mittler, nach dem Gotte der mit Fleischesaugen menschlich schaue, erfüllte das Christenthum.

Im Reich Alexanders waren die griechische Philosophie und Religion mit ihren menschlichen Göttern, der Parsenglaube an den Heiland des jüngsten Tages, den Sosiosch, buddhistische Lehren und die Messias-Hoffnungen der Juden in Wechselwirkung getreten. Alle Elemente der neuen Religion waren durcheinander-

gährend beisammen. Da bedurfte es nur noch des krystallisirenden Funkens um sie zu zeugen.

Solche Wirkung auf die reifen Gemüther übten die Lehren Jesu, der Zauber seiner Person, sein Schicksal und zumal die theils psychischen, theils reellen, aber nicht mehr zu ermittelnden Vorgänge, welche die Uebertragung der alten Sage vom auferstandenen Osterhelden auf ihn zur Folge hatten. Der gottbegeisterte Lehrer ward zum Gottessohn, der den Gläubigen vom Kreuzestod erweckte Sohn Gottes zur Gottheit selbst, nach dem mystischen Dogma von der Dreieinigkeit ihr Drittel und doch zugleich ihr Ganzes. Dieser dreieinige als Christus fleischgewordene Gott war aber gleichwohl Mensch, der Gottmensch.

So saß nun auf dem Thron der Anbetung statt des unfaßlichen und unnahbaren Jehova der von Hiob ersehnte Seinesgleichen, der Mittler, welcher Fleischesaugen gehabt hatte und schaute wie ein Mensch. Die oberste und wichtigste Erdenwahrheit, daß das Göttliche hienieden die höchste Stufe seiner Offenbarung im Menschen feiert, vollzog ihren Sonnenaufgang, wenn auch das dichte Morgengewölk krauser Symbolik

nur eben durchschimmernd. (Vergl. 1 Johannis 4, 12 u. 20). Allmächtig und allwissend war Gott geblieben, aber dabei verwandelt in ein auch practisches Ideal, in ein Musterbild, dessen Nachahmung geboten und möglich sei, dessen einstige Erreichung zu hoffen stehe.

Schon einer der früheren Kirchenväter, Clemens von Alexandrien, sieht in der Passion Jesu das Drama der Menschheit aufgeführt (τὸ δρᾶμα τῆς ἀνθρωπότητος ὑπεκρίνετο) und deutlich blitzt bereits aus dieser Wendung der Gedanke, Christus sei das Ideal des Menschengeschlechts.

Aber das Ringen wenigstens nach einem Ausdruck für dieselbe Vorstellung ist auch im N. T. an vielen Stellen unverkennbar. So, wenn das Gebot der Sittenreinheit eingeleitet wird mit der Aufforderung, Nachahmer Gottes zu werden (γίνεσθε οὖν μιμηταὶ τοῦ Θεοῦ) Ephes. 5, 1.; ferner, wenn Christus der Erstерschaffene der ganzen Welt, das Ebenbild des unsichtbaren Gottes genannt wird, in welchem es diesem beliebt habe, die ganze Vollendung, die ganze Fülle der Gottheit (πᾶν τὸ πλήρωμα) leibhaft wohnen zu lassen, in dem daher auch seine Gläubigen zur Vollkommen-

heit gelangen sollen. Colosser 1, 15, 19. 2, 9 u. 10. Ja, dies Ringen wird siegreich und trifft sogar ein so schlichtes als glückliches Ersatzwort für das gelehrt philosophische „Ideal", wenn es von den geistlichen Aemtern und der Gemeindeverfassung heißt, sie bezweckten den Aufbau des Leibes Christi bis dahin, wo wir alle in der Einheit des Glaubens und der Erkenntniß des Sohnes Gottes zusammentreffen, dadurch die Reife der Vollendung Christi erreichen, und so gedeihen würden zum „vollkommenen Menschen" εἰς ἄνδρα τέλειον, ein Ausdruck, der in sofern sogar classisch ist, als auch der beste Attiker in diesem Falle ἄνδρα und nicht ἄνθρωπον geschrieben haben würde. Ephes. 4, 12 u. 13.

Bei der Abwendung der neuen Lehre von allen nichtethischen Problemen wird die Allwissenheit des Gottmenschen minder betont und theils stillschweigend vorausgesetzt, theils nebenher angedeutet durch Erzählung einzelner Beweise unvermittelten und Anderen unzugänglichen Wissens und Vorherwissens, z. B. des Verrathes durch Judas, der Verleugnung durch Petrus, der Zerstörung Jerusalems. Desto mehr

ist seine Allmacht und der Gottmensch als Wunderthäter ein Hauptthema der Evangelien; denn

Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind.

Es gibt vielleicht kein zweites Thema, mit dessen Behandlung der Menschengeist so viel Unehre eingelegt hat, als mit den Urtheilen über die Wunder der heiligen Geschichte. Noch heute sind diese Urtheile fast ohne Ausnahme gebannt in die beiden engen Zonen um den Nord- und Südpol der äußersten Verkehrtheit. Noch heute gibt es Knaake die Menge die sich mit unverfrorenem Trotz gegen die Naturgesetze brüsten und schwören auf die buchstäbliche Geschichtlichkeit der biblischen Erzählung. Ihnen gegenüber steht die weit zahlreichere Phalanx der Aufgeklärten, welche diese Erzählungen als Unsinn und kindische Faseleien abthun, und nicht wenige Männer von hohem Rang in der Wissenschaft geben in gelegentlichen Seitenhieben dieselbe Meinung zu erkennen. Schwächer vertreten, aber immer noch nicht ausgestorben sind die sogenannten Nationalisten, die zwischen jenen Polparteien eine Aequatorstellung einzunehmen trachten indem sie ein erstaunliches Maaß von haarspaltender

Spitzfindigkeit aufbieten zu dem vollends albernen Versuch, alle Wunder als geschichtliche, aber naturgemäße Begebenheiten zu erklären.

Alle drei sind mit Blindheit geschlagen für die leitende Rolle, welche Einbildungskraft und Poesie in der Geschichte der Cultur und der Wissenschaften spielen.

Wie alles Wissen von einem Dogma seinen Ausgang nimmt, so ist der Keim alles Könnens ein Wunsch. Damit die Arbeit zu seiner allmäligen Erfüllung zu beginnen vermöge, muß ihn durchaus erst die Poesie in einem Märchen, einer Sage mühelos vorerfüllt haben als — Wunder. Die noch nicht absehbare Möglichkeit wird vorerst erträumt, erdichtet. Aber dies Erdichten ist nicht Erlügen, sondern anschauliche, bildliche Vorausnahme der wahren Ahnung des Menschen, daß er die Fähigkeiten, wenn auch noch unentwickelt, besitze, kraft deren er das ferne Wunsches- und Hoffnungsziel einst wirklich erreichen werde.

So sind als poetische Vorerfüllung des Allmachtwunsches der Menschheit, die Erzählungen von den Wunderthaten Christi, als des Menschheitsideals, der

kindliche Ausdruck einer zielweisenden hohen Heilswahrheit.

Vom Glauben an die Allwissenheit Gottes und des Gottmenschen ist die Gesammtheit unserer Wissenschaften, vom Glauben an seine Allmacht die Gesammtheit unseres Könnens die annähernde Verwirklichung. Erkannt in ihrer Nothwendigkeit ist damit die größeste aller geschichtlichen Thatsachen: daß nur die Christenheit die höchste Stufe der Kultur zu erarbeiten vermocht hat. Nur die Nacheiferer dieses Menschheitsideales konnten sich die Erdenherrschaft erobern, nur die Jünger dieses Glaubens die märchenhafte Wundergewalt ihres göttlichen Musters zu schlichter Wahrheit geläutert sich selbst aneignen als Macht über die erkannte Natur.

Das ist mein Recht, Christlichkeit auch in engerem Sinn zu behaupten für unsere Cultur und selbst für unsere Wissenschaft, wie laut auch viele von ihren Vertretern Einspruch dagegen erheben, — in diesem einen Punkt ganz einverstanden mit ihren Widersachern, den orthodoxen Theologen, welche sich im Alleinbesitz des echten Christenthums wähnen und in Wahrheit die allerärgsten und allerverderblichsten Antichristen

sind, indem sie mit dünkelhafter Ignoranz als unchristlich verlästern, was doch nichts anderes ist als Erfüllung des Christenthums.

Hienach, lieber Freund, wirst du hoffentlich doch etwas mehr als nur „Bestechungskunst“ anerkennen in den Versen, die ich diesem Thema schon im „Demiurgos“ vor bald dreißig Jahren, und neuerdings in den „Andachten“ gewidmet habe. Ueberlies darauf hin in jenem Werk die drei Gesänge, welche ich „Göttliche Komödie“ überschrieben habe und namentlich Bd. III., S. 126—136, und in den Andachten den Abschnitt „Osterfragen“.

Nicht was er war in kurzer Gegenwart, —
Das Wunderwesen, das er langsam ward
Im Völkerglauben, setzt die Osterfeier
Auf Gottes Thron als stärksten Weltbefreier.
Daß man die Wunder höhnt mit leichtem Spotte
Verschulden Die nur von der schwarzen Rotte,
Die wahrheitschwangre Zukunftstraumgesichte
Erniedrigen zu wirklicher Geschichte.
Doch Heilskraft, nur als Einzelwerk absurd,
Ist, was im Strom der Noth die ferne Furt
Zur Menschenallmacht unsrer Hoffnung zeigt
Bis schwere Arbeit sie zuletzt erreicht.

Im Wunder träumt in uns die Gotteskraft
Erlösung aus Naturgefangenschaft.
Wo nicht Erlösungsmär gezeigt den Pfad
Gelingt auch nimmer die Erlösungsthat.

Unsere Disputation über die Erfüllung des Christenthums will ich hiemit schließen. Du hast zwar noch manche, bisher nicht berührte und gleichwohl des Eingehens werthe Frage gestellt; allein ich denke, du wirst meine Antworten theils fertig geformelt theils leicht ableitbar finden in meinen Entgegnungen auf die Vorwürfe eines theologischen Freundes.

Zweiter Gang.

1.

Professor ..... an W. Jordan.

Wenn Sie Ihr Buch „Andachten“ betiteln, so ist das die beklagenswerthe Weise der modernen Weltanschauung, die alten Worte in ganz anderem, meist oppositionellem Sinn zu gebrauchen.

Ich will nicht leugnen, der Gedanke einer objectlosen Religion, einer Andacht mit dem Bewußtsein, daß das Object dieser Andacht nicht wirklich, nicht außerhalb des andächtigen Subjectes existent sei, kam mir anfangs so ganz unerhört, so völlig absurd vor, daß ich ihn gar nicht fassen konnte.

Ich will einmal versuchen, mir Ihre Grundidee so lange vorzureden, bis sie mir geläufig wird, wie der Satz 3 mal 3 ist gleich 11. Den hatte ich nämlich meinen Zuhörern einst so häufig als ein Beispiel des

Widersinns vorgehalten, daß er mir zuletzt geläufig wurde; und, siehe da, bald darauf hatte ich ihn in einem Multiplicationsexempel wirklich angewendet! Nihil est tam absurdum quod non unquam philosophus sibi finxerit und woran sich ein Mensch nicht zuletzt gewöhnen könnte. In Ihrem Fall aber ist es leicht. Man gebe nur dem Wort „Andacht" einen anderen Sinn, als den es im Deutschen hat, und die Sache ist eben so richtig wie der ganze Katholicismus, der allein darauf beruht, daß dem Wort „Glaube" ein ganz anderer Sinn untergeschoben wird, als der, den das Wort πίστις im Munde Christi hat.

Es kann keinen größeren Gegensatz geben, als die Begriffe, die Sie, und die wir alten Christen mit dem Worte „Gott" verbinden. Ihr Gott verhält sich zu dem meinigen, wie eine Silhouette zu einem lebendigen Menschen, Ihr Glaube zu dem, was Ich unter Glauben verstehe, wie der Anblick einer Fatamorgana in der Wüste zu dem Betreten einer quellenreichen Oase. So denn ist es auch mit der Andacht. Was wir Christen darunter verstehn, ist das frohe Lebens- und Liebesgefühl, mit welchem sich eine geliebte Gattin

mit Wort und Kuß in die Arme des liebenden Gatten wirft. Was Sie mit diesem Worte bezeichnen, scheint mir dem Sehnsuchtsgefühl zu gleichen, mit welchem ein moderner Pygmalion vor der marmornen Statue steht, die er selbst gemeißelt hat. Er phantasirt, sie werde lebendig wie in der Mythe, aber mit dem klaren Bewußtsein, daß jene Mythe eben nur Mythe sei und nie Wirklichkeit werden könne, am wenigsten für ihn. Ihre Andacht mag genug sein für den ruhmsatten und wohlhabenden Poeten, der im Kreise einer hochbeglückten Familie, gesund und geehrt am Arm der geliebten treuen Gattin unter wohlgerathenen Kindern im Schatten seines Kastanienbaums auf eigenem Grunde sitzt; aber der armen, kranken und häßlichen Pastorentochter, die als hochgebildete Gesellschafterin von der stolzen Gräfin gequält wird und keine Hoffnung hat, je geliebt zu werden, wird durch Ihre „Andacht“ gewiß nicht Befriedigung zu Theil; noch weniger dem von Körperschmerzen gequälten Dulder. Einem rohen Fabrikarbeiter würden Sie gar nicht begreiflich machen können, was Sie eigentlich meinen. Demnach gehört kaum ein Hunderttausendstel der Menschen in Ihre

Klasse. Und wenn Sie gar beten lehren! Einen Bedürftigen verweisen Sie an Nathan den Weisen, das Muster des Vermögens und der Milde; den soll er geistig anschauen; das nennen Sie beten.

Und doch haben mir Ihre „Andachten" auch wegen ihres Inhalts die reinste, innigste Christenfreude bereitet. Freilich nicht als Andachten, aber als unbewußte Zeugnisse. Sie sollten für die moderne Weltanschauung zeugen, welche den persönlichen Gott leugnet und deshalb auch die Schöpfung, Vorsehung, Gesetz, Sünde, Buße, Gnade, Erlösung, Wunder, Unsterblichkeit und ewiges Leben negirt, alle diese Worte im alten, einfach biblischen Sinne verstanden. Mit der Persönlichkeit Gottes fallen auch in der That alle diese Ideen nothwendig dahin. Aber der Gott, den Sie uns dafür anbieten, ist für Uns eine dringende Mahnung: halte was du hast! Er ist etwas ganz anderes: die in der Welt allmälig zum Bewußtsein und dadurch zu einer gewissen Ausbildung und Sittlichkeit gekommene Materie. Weit hat sie es noch nicht gebracht in der Sittlichkeit. Der Einzelne, obwohl er weiß, daß es mit ihm im Tode rein aus ist, soll sich

willig für die künftig lebenden Menschen opfern, mit denen es doch auch in Kurzem wieder rein aus ist. Eine schwere Forderung! Ich hätte keine Kraft, sie zu erfüllen, fühlte auch sicherlich mich dazu gar nicht verpflichtet. Nun kommen Strauß und Albert Lange und beweisen, daß der Materialismus, obwohl er das einzig Wirkliche ist, doch dem menschlichen Wesen, obwohl es nur Materie ist, nicht genügt. Er müsse Geistiges haben, und da es nun nichts Geistiges gebe, so müsse er sich Geistiges dichtend erschaffen. Und Sie leisten nun solche geistige Schöpfungen, Sigfrid, Hildebrant, Wodan, als weiser und gerechter Schicksalslenker, Krimhildens Todtengericht u. dergl. Die wären bloße Phantasmata? Nein, sie sind Wirklichkeit, Realität, sonst wären sie auch keine Wahrheit. Sie selbst weisen hin auf die christlichen — Mythen! Bravo, nur zu! Ich weiß, weshalb Sie das mußten! Daß Sie es gethan, das danke ich Ihnen und Dem, der sich finden läßt auch von denen, die ihn nicht suchen!

Sie schreiben auf Ihr Buch: χωρὶς παραβολῆς οὐκ ἐλάλει. Ja, der Herr sprach in Gleichnissen, aber

die Gleichnisse die er τοῖς λοίποις, im Volk vorgetragen, hat er den Jüngern auch gedeutet: der Saame ist das Wort Gottes, der Feind ist der Teufel. Er sprach nicht immer in Gleichnissen. Lesen Sie doch Math. 13,34 im Zusammenhang. Hier ist Ihnen ein Stück rationalistischer Exegese aus Ihrer theologischen Studentenzeit hängen geblieben.

Doch entscheidend und wesentlich handelt es sich um den Gottesbegriff und die Frage nach der Persönlichkeit Gottes im biblischen Sinn. Wer die aufzugeben sich nicht entschließen kann, und wäre er der Aufgeklärteste, wie Lessing, muß consequenterweise sich entschließen, wie Lessing sagt „den ganzen alten Unrath wieder in's Haus zu schleppen", oder wenigstens eingestehn „daß er viel zu viel weggeworfen hat" (S. Lessings Briefe an Mendelssohn v. 9 Januar 1771 Maltzahn 12. 336.) — Das ist das große Ergebniß der neueren christlichen Theologie, daß sie diese Alternative klar gemacht hat. Dadurch hat sie den alten Rationalismus überwunden. Mich und Meinesgleichen hat sie dadurch aus Gesenius und Wegscheiders treuestem und begeistertstem Anhänger zum „Orthodoxen" gemacht.

Es ist mir schwer genug geworden, bis ich einsah, daß weder die Verbalinspiration der Bibel noch die Aufhebung der Naturgesetze als Merkmal des Wunderbegriffs irgend einen biblischen Grund haben.

Wer aber nicht blos das Wunder, die Inspiration, wer auch die Buße, die Bekehrung, die ganze Theorie von Sünde und Erlösung nicht beibehalten wollte und könnte, der wird denn auch nothwendig, so gern er sonst vielleicht Gott, Tugend und Unsterblichkeit gehalten hätte, in den Spinozismus hinein getrieben, in die Leugnung der Persönlichkeit Gottes. Und wie könnte ein denkender Mensch anders, so lange ihm der spinozistische Satz noch feststeht: omnis determinatio est negatio; denn eine determinatio ist die Persönlichkeit jedenfalls. Die Spinozisten verwechseln aber Unendlichkeit und Unbestimmtheit. Gott ist wohl Ens infinitum, aber wahrlich nicht indefinitum. Das Unbestimmte ist das Nichtige, das Unwirkliche. Determinatio also, Bestimmung, definitio, ist vielmehr gerade positio, ist Negation der Negation. So gewiß in uns endlichen Menschen unsere Persönlichkeit eine beschränkte ist, so gewiß kann in Gott, dem Ens in-

finitum, die Persönlichkeit, als negatio aller Negation, nur eine vollkommene Bestimmtheit, also Realität, Ursache aller andern Bestimmung, ewige Causalität aller Dinge sein. Mich quält der spinozistische Satz schon lange nicht mehr. Aber auch schon früher, — wie sich der Zimmergesell den rechten Winkel praktisch ausmißt ohne den pythagoreischen Lehrsatz zu verstehn, — habe ich auf historischem Wege nur aus Lebenserfahrung die Ueberzeugung von der Liebe Gottes in Christo gewonnen, also seine Persönlichkeit erkannt.

Darum tausche ich Ihre Silhouette nicht ein gegen meinen lebendigen persönlichen Gott.

Freude gemacht hat mir aber Ihre Ehrlichkeit, offen heraus zu erklären, daß Sie nichts Besseres haben, als das Wenige, was Sie uns bieten: den Genuß an idealen Dichtungen, von denen man sich bewußt ist, daß sie erdichtet sind, und die Aufforderung zu sittlichem Streben, das keinen Erfolg haben kann, weil ihm zu jeder Stunde ein Pistolenschuß ein völliges Ende macht. Es ist gerade so, wie mit Hartmanns Philosophie des Unbewußten, deren Ergebniß ebenfalls ist: auch das Streben für die

Nachwelt ist Illusion; am besten also wär' es, wir schössen uns todt. Ihr Ergebniß aber, etwas handgreiflich ausgedrückt, ist dies: Schneiderlehrling, hungere fröhlich weiter und nähe nur die Knöpfe recht fest. Bald ist's ja mit dir aus, rein aus. Aber wenn du an Hunger stirbst, hast du doch das Bewußtsein, daß andere Schneiderlehrlinge, falls sie einst von dir hören, den reichen Herrn die Hosenknöpfe festnähen.

Genug, Strauß, Lange, Hartmann und Sie rufen mir durch ihre moderne Weltanschauung eindringlich zu: halte fest, was du hast.

Es handelt sich also nur noch darum, ob ich es halten kann. Denn wenn die moderne Weltanschauung Recht hat, wenn Gott keine Person ist, also nicht Schöpfer, nicht schrankenloser Geist der Liebe; wenn es keine Unsterblichkeit, keine Erlösung gibt; wenn Sie Recht haben: dann hat das Christenthum Unrecht, ganz und gar Unrecht; denn Sie und Strauß und Lange und Hartmann bekämpfen das Ganze gänzlich und alles Einzelne dazu. Die Weltanschauung der Modernen steht der alttheistischen,

christlichen als contradictorischer Gegensatz in allen Stücken gegenüber.

Daher halte ich Männer wie Sie zum entschiedensten Kampfe gegen uns und gegen das Christenthum völlig berechtigt und nehme Ihnen das im Geringsten nicht übel. Ihr könnt nicht anders.

Aber Ihr siegt nicht, bevor Ihr nicht Besseres vorbringt als bisher. Denn eure spinozistische Philosophie beruht auf einem unleugbaren Fehlschluß und eure Naturwissenschaft beweist nichts. Wir Christen können sie völlig anerkennen. Sie trifft nur das abgethane Dogma der Verbalinspiration und den abgethanen Wunderbegriff als Aufhebung der Naturgesetze, von dem die Bibel nichts weiß. Sie trifft nicht den Glauben an die Schöpfung der Natur durch Gott und seine Herrschaft über dieselbe.

So bleibt uns nur der Kampf ehrlicher Wahrheitsfreunde um die Wahrheit. Lassen Sie uns denselben in aller Freundschaft und Hochachtung weiter kämpfen. Aber offen und ehrlich sei dieser Kampf. Es ist nicht recht, daß Ihr die ganz verschiedenes meinenden Gedanken mit alten christlichen Worten

bezeichnet. Schon Ihr Gott für Materie, Natur, All, ist nicht recht. Wenn ich einer frommen christlichen Dame sage: Jordan ist ein Atheist, so habe ich ihr Wahrheit gesagt. Sie versteht durch das Wort genau Ihre Lebensanschauung. Noch ungerechtfertigter sind die Ausdrücke: Erlösung Gottes durch die Arbeit des Menschen; Menschwerdung Gottes; Gebet, Glaube, ja sogar „der Väter Glaube" „der deutsche Glaube", für das, was Sie damit meinen. Seid doch offen und ehrlich; kämpfet doch geradezu gegen uns. Dazu habt ihr ja völliges Recht und völlige Freiheit. Ihr, ja, ihr Ehrenmänner Strauß, Lange, Hartmann, Jordan, — aber nicht die heuchlerischen Schufte die im Protestantenverein durch christliche Worte und Wendungen ihre total widerchristliche Weltanschauung verhüllen, blos um christliche Pastorengehalte zu beziehn. Als Sie nach fünfmaligem Studium des Leben Jesu von Strauß sich sagten: ich kann kein Heuchler sein, und die schöne Pfarre des Großvaters verschmähten, da handelten Sie ehrlich und brav. So haben es Seume, Campe, Voß, Lessing und tausend andere Ehrenmänner auch gemacht. Aber der Protestantenverein? —

Es wundert mich, daß Jordan in seinen „Andachten" an einer Stelle die christlichen Theologen und Pfarrer ermahnt, in den christlichen Gemeinden seine modernen Ansichten zu lehren. Das ist der einzige sittliche Fleck in dem schönen Buche.

2.

W. Jordan an Professor .....

Der Jesuit Scheiner hatte als einer der Ersten mit dem jüngst erfundenen Fernrohr die Sonnenflecke gesehen. Er sprach und schrieb von seiner Entdeckung. Das aber ward ihm sehr übel genommen. Ja, der General seines Ordens drohte mit Ausstoßung und Bann.

„Hochwürdigster Vater, antwortete Scheiner, dort am Himmel steht die Sonne und hier hast Du mein Fernglas. Sieh hindurch und überzeuge dich!“

„Wozu, mein Sohn? entgegnete der General mit abwehrender Handbewegung. Ich habe den ganzen Aristoteles mehr denn einmal gelesen und nicht das Mindeste erwähnt gefunden von Sonnenflecken. Folglich ist entweder dein Auge fehlerhaft, oder dein Glas.“

Aehnlich, werther Freund, stellen sich Ihre Briefe zu meinen „Andachten“. Deren Inhalt, das ist ihre Quintessenz, ist unvereinbar mit dem Gottesbegriff in meinem Katechismus, — folglich eine beklagenswerthe Verirrung.

Ich hatte mir eingebildet, meine „Andachten“ seien gutes, mindestens aber verständliches Deutsch. Nun sehe ich zu meinem Bedauern, daß ich die Hauptsachen für Sie chinesisch geschrieben habe.

Auch meine vorige lange Epistel ist ein müßiger Schlag in's Wasser gewesen. Völlig unbeirrt besteigen Sie zum theologischen Lanzenbrechen mit mir nochmals Ihr altes Steckenpferd. Die auf's allerentschiedenste abgelehnte Rolle eines „unbewußten Zeugen“ für Ihr Christenthum wollen Sie mir dennoch wieder aufdrängen.

Nicht groß daher ist meine Hoffnung, mich mit Ihnen zu verständigen. Gleichwohl muß ich es versuchen und antworten auf Ihre Einwendungen. Sind Sie doch mit diesen Einwendungen der Vertreter gerade desjenigen Leserkreises bei welchem allein ich

einige Aufmerksamkeit und Genußfähigkeit für meine Andachten voraussetzen durfte.

Nicht einen Augenblick nämlich konnte es mir in den Sinn kommen, auf Beifall oder auch nur eingehende Beachtung zu rechnen seitens der Hypermodernen, der Materialisten und Nihilisten.

Als Anachronismus galt ihnen schon mein Erkühnen, überhaupt ein Epos schaffen zu wollen in einer Zeit, welcher sie die Fähigkeit und den Beruf zum Epos endgültig abdecretirt hatten mit dem Dogma ihrer Unfehlbarkeit, daß nur der Roman das Epos der Gegenwart sei. Immerhin aber hätten sie das Wagniß noch gelten lassen als einen zwar mißlichen und zweifelhaften, aber doch in mancher Hinsicht vielleicht beachtenswerthen Versuch, wenn ich nur modernes Talmi- statt antikes Sagengold in Prägung genommen hätte. Aber ich war so dreist, die „abgestandene“ Nibelungensage aufzuwärmen und zu wähnen, ich könne meine deutschen Zeitgenossen vergnügen und erbauen mit den Gestalten und Geschicken der Helden, welche die Dichtung unserer Vorfahren zu Gefäßen erkoren für ihren Glauben, ihre sittlichen Vorstellungen und

nationalen Hoffnungen. Und nun bin ich sogar noch dreister! Ich bilde mir nicht nur ein, sondern wage es sogar die Einbildung merken zu lassen, daß mir das einigermaßen gelungen sei, während ich doch längst sollte eingesehn haben, wie siegreich mein Scheinerfolg forterklärt worden sei. Liege es doch auf der Hand daß ich lediglich dem zufälligen Besitz eines starken Gedächtnisses, einer anmuthenden Stimme und einiger Uebung im Vortrage den Beifall einer halben Million Zuhörer in zwei Welttheilen und den Absatz von fünfzigtausend Exemplaren zu verdanken habe!

Muß es also diesen Herren nicht vollends unverzeihlich erscheinen, daß ein Poet der Gegenwart sich unterfängt, Dauerndgültiges, Bleibendwahres, auch für die erwachsene Menschheit segensreich Erziehendes und Heiligendes erkennen und aufzeigen zu wollen sogar in der fremdländischen Sage und heiligen Geschichte, in den Gottesvorstellungen und Glaubenslehren einer für sie schon längst und endgültig abgethanen Religion?

So mußten denn meine „Andachten“, indem sie u. A. auch das versuchten, darauf gefaßt sein von den

Vertretern der bezeichneten Richtung für „seniles Geschwätz“ und „nach Lesung der ersten zehn Seiten des Nichtweitergelesenwerdens völlig sicher“ erklärt zu werden.

So haben sie denn von vorn herein Aufmerksamkeit nur erwartet, und nicht vergebens, bei jener großen Mehrheit der Gebildeten die ich kennen gelernt habe als zusammengesetzt aus einem nicht unbeträchtlichen aber doch weit geringeren Procentsatz strenggläubiger Christen und einer stark überwiegenden Zahl so z. s. nochgläubiger Nochchristen, denen es aber selbst schon bangt für ihr Christenthum, weil sie mehr aus ererbter Pietät an ihm festhalten, als aus geklärter Ueberzeugung. Ihre Bildung nämlich zwingt sie, der neueren Wissenschaft weitgehende Zugeständnisse zu machen, und ist doch nicht umfassend genug, um sie mit ausreichenden Gründen zu schirmen gegen die blendende Kraft der Trugschlüsse, mit denen die Kraftstoffler, die Philosophen des Weltüberdrusses und die Nihilisten ihnen zumuthen, ihre Religion radical zu verwerfen als antiquirten Widersinn. Ausdrücklich sei dabei bemerkt, daß ich dieser Gattung der Unsicher-

gläubigen auch nicht wenige Juden hinzurechne, die sich zwar nicht losgesagt haben vom Kult ihrer Väter, aber vom Wesen der Weltreligion, in deren Gesellschafts- und Staatsgebilden sie leben, oft tiefer durchdrungen sind als viele ihrer Bekenner.

Zwischen diesen Stark- und Schwachgläubigen, die sich aber durch keinen Grenzstrich in zwei scharf geschiedene Lager eintheilen lassen, sondern mit allmäliger Schattirung in einander übergehen, halten Sie verehrter Freund, ziemlich genau die Mitte. Sie selbst zwar rechnen sich noch zu den Orthodoxen; auch will ich Ihrem Eifer für die Autorität der Bibel und die Unanfechtbarkeit der Grunddogmen ein gewisses Recht dazu nicht absprechen. Aber von der starren Sorte derselben unterscheiden Sie sich sehr vortheilhaft und sehr wesentlich; denn Sie wollen die Naturwissenschaft weder ignoriren, noch ihren Aussagen die der Schrift als genügende Widerlegung entgegenhalten. Auch sind Sie allen Leistungen der neueren Kunst und Literatur mit einer empfänglichen Frische und Anerkennungsfähigkeit zugewandt, für welche Sie bei jenen angeblichen Gesinnungsgenossen wenig Beifall finden dürften.

Alle Ihre Einwendungen gegen meine Andachten und noch viele mehr, werden auch die Strenggläubigen erheben. Mit manchen sind Sie zugleich, wie ich schon von mehreren Seiten erfahren habe, ein Fürsprech nach dem Herzen auch Derer, die mir mit ihren Meinungen weit näher stehen, aber gleichwohl erschrecken vor der Tragweite und rückhaltslosen Offenheit meiner Sprüche.

So sei denn, wenn auch individuell mit sehr bescheidenem Vertrauen auf Erfolg, zunächst an Ihre Adresse gerichtet, was ich auf die Bedenken des bezeichneten Leserkreises zu erwidern durch die Veröffentlichung meiner Dichtung schuldig geworden bin.

3.

„Der Gedanke einer objectlosen Religion, einer Andacht mit dem Bewußtsein, daß ihr Gegenstand nicht wirklich, nicht außerhalb des andächtigen Subjectes existent sei, komme Ihnen, sagen Sie, unerhört, unfaßlich, ja, völlig absurd vor."

Dem kann ich nur zustimmen. Eine solche

Religion, eine solche Andacht würde auch ich für absurd erklären.

Von wannen aber schöpfen Sie auch nur einen Vorwand, mich für den Sänger und Prediger einer solchen absurden Religion auszugeben? Doch nicht aus den „Andachten“, die in Uebereinstimmung mit Demiurgos, Nibelungen, Strophen und Stäben, in jeder Zeile das Gegentheil verkündigen?

Ist eine Religion objectlos, weil sie, in innigstem Einklange mit der Tragpfeilerlehre des Christenthums, der von der Menschwerdung, von ihrem Object, weil dasselbe im Weltganzen für Uns so unfaßlich groß als unergründlich geheimnißvoll bleibt, den am besten und fast allein erkennbaren Theil offenbart glaubt im Edelgehalte des Subjectes selbst? weil sie es, folgerichtig, ihrer thatsächlichen Verehrung, ihres Kults, ihrer Liebesbeweise fast ausschließlich in den andern gleichen Subjecten zugänglich weiß? Ich sage mit Bedacht: fast ausschließlich; weil in meiner Religion doch auch Wissenschaft und Kunst, indem sie die Natur erkennen, bewundern, darstellen, verschönen, veredeln, zum Cult gehören, und weil ferner auch Thier und

Pflanze, ja selbst die sogenannte unorganische Natur als von einem Würdehauch des Objects durchdrungen, für unsere Nebensubjecte, wenn auch für tiefer stehende, traumdunkle oder selbst schlafgefangene, gelten müssen, denen als solchen ebenfalls ein Pflichttheil Nächstenliebe zukomme.

Einfacher und der philosophischen Formel entkleidet lautet die Frage so:

Bin ich gottlos, weil ich in Demuth bekennen muß, daß wir vom Walten Gottes im außerirdischen All nur mittelst Rückschlußphantasie einige Ahnungen oder Vermuthungen von sicherlich recht kindischer Unangemessenheit hegen können, aber mit aller unserer Wissenschaft bisher Nichts zu erkennen vermocht haben, da dieser Wissenschaft da draußen eben nur das Naturgesetz noch theilweise zugänglich ist? Bin ich gottlos, wenn ich gestehe, daß wir deshalb für Gotteserkenntniß durchaus beschränkt geblieben sind und vermuthlich auch immerdar bleiben werden auf die Offenbarungen des Göttlichen in der Geschichte des Erdmenschen? Leugne ich den Alldurchdringer und Allerhalter, wenn

ich das Menschenherz die Stätte nenne, wo er den Maulwurfsaugen der Erdvernunft allein findbar sei?

Bleibe ich nicht recht mitten in der christlichen Lehre von unserer Gotteskindschaft, wenn Andacht mir ein Bewußtsein ist, ich selbst in meinen besten Regungen sei ein Fünkchen aus dem unermeßlichen Lichtquell, zu dem sich meine Gedanken und Empfindungen erheben mit dem inbrünstigen Wunsch und thatengebärenden Vorsatz, dies Fünkchen seinem Ursprunge gemäß zu verwenden und es zu noch hellerem Lichte zu stärken und läutern, in mir selbst, in Meinesgleichen, in unseren Nachkommen? Das eben ist das eigentliche Wesen der rechten Andacht, daß das andächtige Subject das auswärtige Object seiner Andacht auch in sich selbst gegenwärtig weiß als mit einem Ausfluß von Sich das innerste wahre Ich des Subjectes bildend. So verstockt können Sie nicht sein, diesem Satz Ihre Zustimmung zu weigern und ferner zu behaupten, daß ich mit ihm dem Sinn des Wortes Andacht Gewalt anthue.

Gleich siegreich kann ich alle Ihre Anfechtungen abschlagen. Nicht meine Gedanken sind es, was Sie

bekämpfen, sondern Widersinne gleich Ihrem exemplificirenden 3 mal 3 gleich 11, welche Sie mir unterschieben. Mit leichter Mühe, mit besserem Recht und weit tiefer treffend gegen Sie kehren könnte ich die Spitze Ihres halblateinischen Satzes: Nichts ist so abgeschmackt, daß nicht schon ein Philosoph es sich ausgeheckt hätte und sich ein Mensch nicht zuletzt daran zu gewöhnen vermöchte. Aber ich unterlasse dies; denn Sie werden noch hören, daß ich über die Dogmen Ihrer Theologie, von denen wirklich so manche nur durch systematische, viele Geschlechter hindurch fortgesetzte Gewöhnung des unreifen Kindergehirns dem Glauben eingeimpft worden sind, keinesweges gleich absprechend urtheile, sondern auch die absurdest geformelten beruhend finde auf einem Kern von Wahrheit.

Sie wähnen gegen mich für das Christenthum zu kämpfen, und kämpfen in der That gegen dasselbe, nämlich gegen seine Erfüllung, gegen seine niemals unterbrochen gewesene Verjüngung und Entwicklung zur Herrsch- und Heilskraft auch über die erwachsene Menschheit. Für die alten, einst zur Erziehung

angemessen oder doch vorläufig ausreichend gewesenen bildlichen Ausdrücke seiner Wahrheiten nehmen Sie auch jetzt, nachdem diese Erziehung weit vorgerückt und ersichtlich angelangt ist am Knoten aus dem ein neuer Trieb aufschießt, die höchstmögliche, vollendete, unverbesserliche Angemessenheit in Anspruch. Darauf hin meinen Sie dann als antichristlich anfeinden zu müssen die in poetischer Form vorgetragene Lehre, welche diesen Wahrheiten einen tieferen, weiter annähernden Ausdruck zu geben bemüht ist, einen Ausdruck, der auch in der Epoche der erkannten und beherrschten Natur zu überzeugen und die ernste Gefährdung dieser Wahrheiten durch wirkliche und drohend starke Gegner zu besiegen vermöge.

Denn wachsen, wie das Volk nach seinem Gotte,
Muß Gott mit ihm, damit es nicht verrotte. —
Doch ach, das ist es, was zu allen Zeiten
Die Gottesdiener eifervoll bestreiten!
Das Gottesbild, das auf- die Ahnen stellten,
Soll Enkeln auch als allerbestes gelten!

Weil ich Ihre Gottesvorstellung auf der gegenwärtigen Stufe der stillstandslos fortschreitenden

Offenbarung theils ungenügend theils unhaltbar finde, Sie aber gleichwohl fortfahren, dieselbe für die allein richtige zu halten, verfallen Sie dem gewöhnlichen Selbstbetrug der Theologen, die meinige, weil nicht die Ihrige, sei gar keine. Nach solchem πρῶτον ψεῦδος kann Ihnen dann freilich mein Glaube nur für Selbstvergötterung, meine Andacht nur für Selbstberäucherung gelten.

4.

Kaum ein Hunderttausendstel der Nation, behaupten Sie, gehöre in meine Klasse. Nach meinen Erfahrungen darf ich zwar getrost drei Nullen vom Nenner Ihres Bruches streichen; im Uebrigen aber bekennen ja meine „Andachten" selbst, nicht gerade auf die große Masse zu rechnen. Doch gesetzt, Sie hätten Recht und ich selbst wüßte, daß mich ganz noch Niemand verstehen könne. Sollt' ich deshalb schweigen? Um mich allmälig verständlich zu machen müßte ich doch zu reden anfangen. Sei was ich sage den allermeisten auch noch so unfaßlich, einige Fasser, wofern es richtig ist, findet es schließlich doch. Die werden es

dann deutlicher weiter sagen und es zuletzt auch gemeinverständlich machen. Ist denn jemals eine Wahrheit anders bis zur Tageshelle gewachsen, als indem sie aufzuglimmen begann als winziges Fünkchen in schwarzer Finsterniß?

Aber Sie unterschätzen die Empfänglichkeit und Fassungskraft des Volkes. Es ist wahr, die traurigste Finsterniß herrscht und der schmachvollste Aberglaube spukt noch überall in den Köpfen der Massen, und namentlich der ländlichen Bevölkerung, wo sich die Kirche des Mittelalters in der Herrschaft über die Gemüther fast unangefochten zu behaupten gewußt hat. Ueberall sonst aber hat auch das Volk in den letzten fünfundzwanzig Jahren erstaunliche Fortschritte gemacht.

Gehen Sie, wie das meinerseits oft geschehn ist, in einen der zahlreichen Handwerker- oder Arbeiter-Bildungsvereine um da einen Vortrag zu halten und hernach im Gespräch zu sondiren, ob man aufmerksam und mit Verständniß zugehört hat. Dann werden Sie Ihre Meinung über alles Vermuthen hinaufsetzen müssen. Einem rohen Fabrikarbeiter, sagen Sie, würde ich gar nicht begreiflich machen können, was ich eigentlich

meine. Ich räume das ein für den Fall daß er Ihr Prädicat verdient, muß auch leider bekennen daß es noch recht oft zutrifft. Aber dies Prädicat als selbstverständlich oder auch nur in der Regel zutreffend vorauszusetzen würden Sie sich wohl hüten, wenn Sie einer der Rhapsodieen beigewohnt, die ich in kleinen westfälischen Fabrikstädten vor fünf- und sechshundert Zuhörern gehalten, und wenn Sie nachher meine Unterhaltung in den Gruppen von hundert und mehr Eisenarbeitern belauscht hätten, die mir mit der gespanntesten Andacht gefolgt waren und mit den kohlengeschwärzten schwieligen Hände den eifrigsten Beifall gespendet hatten.

Wann um sieben Uhr Abends die Arbeiter aus den Städten nach den umliegenden Ortschaften heimwandern, spaziere ich, daheim und auf Reisen, gern zwischen ihren Gruppen, belausche die vor und hinter mir gepflogenen Gespräche und mische mich zuweilen in die Unterhaltung. So kann ich es bezeugen, daß jetzt in diesen Kreisen nicht nur Politik und Socialismus — dieser allerdings meist von krausester Sorte — sondern auch Fragen der Wissenschaft, und mitunter sogar schwierige und scheinbar entlegene, zu eifriger

und oft nicht unebener Verhandlung kommen. So hörte ich unlängst den Abtheilungsaufseher oder Werkmeister einer chemischen Fabrik den mit ihm heimgehenden Arbeitern das Wesen der Spectralanalyse, die doch wahrlich nicht zu den leicht faßlichen Gegenständen gehört, so schlicht verständlich auseinandersetzen, daß ihn mancher Professor um seine Darstellungsgabe würde beneidet haben. Die mitwandernden Zuhörer unterstützten ihn mit ganz angemessenen Zwischenfragen. Als er es ihnen begreiflich gemacht, wie man wissen könne, daß droben in der Sonne unter anderem dasselbe Magnesium brenne, das sie im Circus Renz verwendet gesehen zu künstlichem Sonnenschein, da flog die Freude der Erkenntniß über die rußigen Gesichter selbst wie Sonnenaufgang.

Als jüngst Mars und Saturn in so naher Conjunction standen, daß man sie zusammen im Gesichtsfelde des Fernrohrs erblicken konnte, ging ich in Dresden über die Elbbrücke. Auch einige vor mir schreitende Arbeiter waren aufmerksam geworden auf die ungewöhnliche Himmelserscheinung. „Sieht es nicht gerade so aus, fragte der eine, als ob der

weiße kleine Stern mit einem Endchen Silberfaden an dem großen rothen festhänge?" Und doch, fiel ich ein, ist der kleine, in Wahrheit viele hundertmal größere, von uns ungefähr zwanzigmal weiter, und von dem scheinbar großen, den er fast berührt, immer noch hundert und einige sechzig Millionen Meilen entfernt. „Wie können Sie das wissen? fragte man mich. Aus meiner Antwort und ferneren Fragen entwickelte sich auf einer der Pfeilerausbuchtungen der Brücke ein gewiß viertelstündiger dialogischer Vortrag astronomischen Inhalts. Bald war ich umringt von etwa zwanzig Zuhörern, größtentheils Arbeitern. Ihre Wißbegier that immer neue Fragen. Ich konnte der Gefahr, mich in der Nachtkühle heiser zu sprechen, endlich nur entgehen durch den Rath, sie möchten sich nun den Polarschnee des Mars einmal selbst besehn durch das Fernrohr, welches ein speculativer Kopf am Aufgang zur Brücke gegen zehn Pfennige Schaugeld zur Verfügung hielt. Fast unwillig abgelehnt wurde mein Erbieten, die paar Mark zu zahlen. Mit rührendem Eifer pulte jeder selbst einen Nickel aus seinem mageren Börschen hervor. Leider war die

Andeutung des Südpolarflecks in dem geringen Instrument für ungeübte Augen zu schwach. Desto mehr aber freuten sie sich, den Saturn, der damals gerade die Kante seines Ringes der Erde zukehrte, wirklich, wie ich es vorhergesagt, wie einen pfeilgespießten Apfel zu erblicken.

Einer gleich ausgebreiteten Bekanntschaft mit allen Kreisen unseres Volkes, ja, unserer ganzen Sprachgenossenschaft diesseits und jenseits des Oceans, wie ich sie zu erwerben Gelegenheit hatte, darf sich zur Zeit vielleicht kein Zweiter rühmen. Aus dieser Kenntniß aber kann ich Ihnen zweierlei bezeugen: Erstens, daß wirklich die Tonart, welche meine „Andachten" anschlagen,

Der Besten Mehrzahl längst sich leise lallt;

zweitens, daß auch bei den „geringen Leuten" das neue Evangelium der Wissenschaft sehr durstige und offene Ohren findet, — auch darin nicht unähnlich dem alten, welches für seine kühnen, weltumgestaltenden und damals wahrlich nicht leicht faßlichen Neuerungen gleichwohl unter Fischern und Handwerkern seine ersten Jünger fand.

5.

Schon etwas näher dem Angelpunkt unseres Streits kann ich treten mit der Antwort auf Ihre Berufung an die arme, kranke und häßliche, aber hochgebildete Pfarrerstochter, die keine Hoffnung hat, je geliebt zu werden und sich obendrein quälen läßt von einer stolzen Gräfin, bei der sie als Gesellschafterin in Dienst steht.

Ich bekenne bereitwilligst, daß mein Glaube über kein Wunder verfügt, um sie schön und gesund zu machen. Aber haben Sie denn ein solches vorräthig in der Rüstkammer des Ihrigen? Haben Sie nicht gleichermaaßen wie ich verzichtet auf das absonderliche Privilegium, das arme Kind zur Muttergottes nach Lourdes oder Marpingen zu schicken? Wenn sie überhaupt heilbar ist, so kann sie gesund werden durch richtige Lebensweise nach den Vorschriften eines tüchtigen Arztes. Nur etwas entschiedener auf diesen einzig vernünftigen Weg wird sie die Lebenslehre meines Glaubens verweisen, als die des Ihrigen. Denn Sie werden ihr nicht verbieten, schon von bloßer Bitte an Gott

Besserung zu hoffen, also zu wähnen, sie könne geschenkt erhalten, was sie, wenn überhaupt, nur mit Anspannung aller Willenskraft bei strengster Diät erwerben kann. Sie werden ihr erlauben und selbst anrathen, sich tröstlich zu wiegen im Traum von einem Jenseits, in welchem sie, zur ausgleichenden Belohnung ihres harten Looses hienieden, frei, gesund, schön, liebenswürdig und geliebt ein zweites Dasein leben werde. Aber das Schwelgen in diesem Hoffnungssurrogat wird unfehlbar auch noch den letzten Rest der Energie, mit der sie sich aufraffen könnte um ihre Lage zu bessern, eben so schwächen und lähmen, wie der Branntweinrausch, in dem ein armer Taglöhner das Bewußtsein der Noth für ein Stündchen betäubt, auch noch sein einziges Gut, seine Arbeitskraft anfrißt. Sie wird desto unbrauchbarer, desto unliebenswürdiger, ja sogar desto häßlicher werden, je tiefer sie sich hinein schwärmt in diese Rolle einer Himmelsbraut. Denn solches Geträume prägt mit seinem Ausdruck, dem himmelnden Schmachtblick, einen widernatürlichen, ungesunden und abstoßenden Zug bleibend fest in's Antliz; — wie Sie das an jedem Nonnengesicht, und zwar an

dem ursprünglich schönsten am deutlichsten beobachten können.

In Hülle und Fülle dagegen sind mir und gewiß auch Ihnen Beispiele bekannt vom umgekehrten Fall: daß Mädchen mit recht unschönen Gesichtern durch rührige Tüchtigkeit theils ganz vortreffliche, zwar altjüngferliche, aber so beglückende als glückliche Familientanten, theils höchst liebenswerthe und geliebte Frauen und Mütter, ja, durch ihre lebendige Regsamkeit und Theilnahme für Alles, was in Religion, Kunst, Litteratur Andacht in meinem Sinne zu wecken vermag, etwas besseres geworden sind als schön: so anmuthend und gewinnend durch ihr ganzes Wesen, daß man endlich auch ihr garstig Gesicht in seiner Durchleuchtung von inwendiger Schönheit lieber ansieht und küssenswerther findet, als manches tadellos geformte und blühende Dosenfrätzchen.

Es ist so schwach bestellt mit Ihrem Argument von selbiger Pastorentochter, daß ich es gar nicht hätte aufnehmen dürfen, wenn es nicht eine andere, wirklich schwerwiegende und tiefernste Frage in sich bärge, eine Frage, die von jeher das Hauptkreuz aller Weisheits-

lehren gewesen ist. An ihr will ich um so weniger stillschweigend vorübergehn, als meine Andachten, bei der gewählten Begrenzung ihres Themas, dieselbe kaum gestreift haben.

Kennen Sie die sinnige Betrachtung, welche Anastasius Grün anknüpft an eine in Pompeji aufgegrabene Lampe?*)

Dieselbe hat im Laufe der Zeiten verschiedenen Forschern, griechischen, römischen, christlichen, zur nächtlichen Arbeit geleuchtet. Sie alle suchten den Weg zum Glück des Menschengeschlechts. So wird die Lampe zum Symbol jener idealen Weisheit, die das schwerste der Räthsel endlich zu lösen, die Besiegung des Elends auf Erden zu lehren vermöge. Jeder dieser Forscher wähnte sich auf der rechten Spur. Immer aber, wann er selbst vom Lichte scheiden muß, stimmt ihm als Nänie das Lied seinen Refrain an:

Noch rollt des alten Elends voll die Erde.

Die Schlußstrophe des Gedichtes aber lautet:

Mann, füll' mit Oel die Lampe, daß sie heiter
Zum Tempeldienst des Lichts entzündet werde

*) Schutt, Cincinnatus, 12.

Und sinne du das alte Räthsel weiter!
Noch rollt des alten Elends voll die Erde.

Gestehn wir es nur, schlimmeres Elend als das Ihrer Pfarrerstochter füllt die Erde und ist nur allzuoft ein für die Individuen, die es tragen, wirklich unheilbares. Mein Glaube bekennt, keine Panacee für dasselbe zu besitzen, und der Ihrige, wenn er ehrlich sein will, muß dasselbe gestehn. Ueber den Wahn der Socialisten aber, die darauf schwören, diesen Stein der Weisen gefunden zu haben, wäre ja wohl zwischen uns jedes Wort überflüssig.

Hier vor allem geziemt uns strengste Ehrlichkeit.

Wir kommen her aus der Natur, und diese ist, von uns aus betrachtet, mitleidlos grausam, zügellos mordgierig, von Allnoth zum Allneide, von Hunger und Brunst zum friedlosen Vernichtungskriege aller gegen alle getrieben.

Aber wir können uns der Einsicht nicht mehr verschließen, daß mit eben diesen uns entsetzenden Eigenschaften die Natur Meisterstücke der Bildnerarbeit geleistet hat. Vermöge dieser Härte hat sie Stärke gezüchtet, vermöge dieser Kriegsnoth die Lebewesen

ausgerüstet und bewaffnet mit staunenswerth verfeinerter und vollendeter Gliederung. Nicht mehr nur Vermuthung ist es, sondern wissenschaftlich gesichert, daß sie zuletzt eines ihrer schwächeren Kinder, den Ahnen unseres Geschlechts, inmitten riesenstarker Ungeheuer seine Daseinserhaltung zu erlisten und nur so sich die Handgeschicklichkeit und das mächtige Gehirn zu erwerben genöthigt hat,' kraft deren er sich endlich als feuerzündender und redender Mensch bis über die Natur emporschwang.

So gelangen wir zu dem scheinbaren Paradoxon, mit dem sich mein „Demiurgos“ des Weiteren beschäftigt: daß eben jene Bösartigkeit der Natur steigernd, vervollkommnend wirkt und eines ihrer Gebilde bis über sie hinaus getrieben hat in ein neues Gebiet, wo mit der Zweckthätigkeit, mit der Kunst, mit dem Trachten nach Glück der Unterschied von gut und böse beginnt, wo zum erstenmal der Gedanke des Göttlichen erwacht.

Mit diesen erwachten Gotteskräften umzäunen wir uns und einer Auswahl anderer Wesen inmitten des allgemeinen Mordkriegs ein Gehege verhältnißmäßigen Friedens, erbauen wir die Feste des Staats,

die Schutzwehr des Gesetzes gegen die ererbten Raubthiertriebe unseres eigenen Geschlechts.

Aber nur mit dem himmelwärts erhobenen Kopfe wachsen wir über die Natur hinaus. Die Wurzeln unseres Lebens können wir nicht herauszieh̄n aus ihrem Boden, ohne dies Leben zu verderben, wie das die gut gemeinten Versuche der Askese mit ihren schauderhaften Folgen zur Genüge bewiesen haben. Sie behält uns in ihrem Bann und jene ihre furchtbaren Eigenschaften bleiben uns eingeimpft als unsere erbliche Sünde. Ja, ihre naiv blinde, ich darf sagen unschuldige Grausamkeit wird erst in uns echte schuldvolle Bosheit, indem die Gier und der Neid des Willens den listigen Verstand als mächtigen Schergen in Dienst nehmen; — wonach man, eine tiefernste Wahrheit seltsam ausdrückend, wohl sagen darf, Gott und der Teufel seien gleichzeitig geborene Zwillinge.

Aber nicht nur unausrottbar, auch unentbehrlich bleiben uns die Noth und das Böse. Verdanken wir nicht Beiden zugleich unser Allerbestes? Ohne Krankheit keine Arznei und Heilkunde, ohne diese, ihre Mütter, keine Naturwissenschaft; ohne Vergehn und Verbrechen

kein Gesetz noch Recht, ohne diese kein Staat. Ohne die Zuchtruthe der Noth hinter uns würden wir unfehlbar zurücksinken in die Thierheit, wie das der phantastische Abschnitt von der Gefangenschaft des Teufels zu Nirgendheim in meinem Demiurgos anschaulich, und ich denke, überzeugend ausführt.

Wie weit wir es auch ferner noch bringen in der Erfindung der Automaten zum Sklavendienst, der Maschinen, die Menschensklaverei wird dennoch niemals ganz aufhören; denn nie kann eine Zeit eintreten, in der nicht Arbeit beschwerlicher und widerwärtiger Art massenhaft gethan werden müßte; Arbeit also, für die sich kein Uebernehmer fände ohne die Drohung des Hungers. Genau in demselben Maaße, wie die Leichtigkeit des Daseins, steigern sich die Ansprüche auf Behagen und Genuß, die Empfindlichkeit gegen Anstrengung und Beschwerden. Das eherne Lohngesetz, die Unmöglichkeit, daß der Taglohn der unverfeinerten Massenarbeit jemals auf einige Dauer höher sein könne, als gerade nur ausreichend zum Lebensunterhalt, ist ja von den Nationalökonomen mit mathematischer Sicherheit bewiesen worden. Immer

also wird die überwiegende Mehrheit mit Neid emporschauen zu den Wenigen leichter lebenden über ihr und noch weit mehr als ihre wirklichen Entbehrungen und Leiden ihre irrige, aber als Unglücksmacht nur allzu reale Vorstellung, diese Wenigen seien in der That so sehr viel glücklicher als sie, als desto tieferes Elend empfinden, je genußfähiger sie selbst mit dem Fortschritt der Cultur geworden ist. Wer also darf behaupten, er habe mit begründeter Hoffnung eine Zukunft in Sicht, für welche der Dichterspruch

Noch rollt des alten Elends voll die Erde

nicht mehr gelten werde?

Niemand; am allerwenigsten aber Sie, der Sie den Glauben an eine ewige Seeligkeit für unentbehrlich erklären zum Ertragen des Daseins; denn unwiderruflich, wenn Sie Recht hätten, wäre damit die Erde verurtheilt, ein Jammerthal zu sein und immerdar zu bleiben.

Von der Glückslehre meines Glaubens finden Sie den Demiurgos, die Nibelunge, ich darf sagen alle meine poetischen Arbeiten durchsättigt. Ihr Hauptgebot ist, sich zu bescheiden mit dem in den engen

Schranken unseres Looses erreichbaren; in der Pflichterfüllung sein Vergnügen zu suchen;

Im Wirrwarr der Noth und des wüthenden Neides,
Die das stete Gesetz, die gestaltende Seele
Und der ewige Stoff sind der irdischen Staubwelt,
Ein würdiges Wohlsein für sich zu erwerben
In rüstiger Arbeit und rastlosem Ringen;
Der Gegenwart Fülle sich nicht zu vergiften
Indem wir noch fordern in dunkler Ferne
Was über das Maaß geht des menschlichen Looses:
Zum Besten des Daseins noch Bürgschaft der Dauer.

Ihr ist es die Summe der Weisheit

Sich am Süßen des Daseins mit dankbarem Sinne
Zu laben in Lust, die Lasten und Schmerzen
Zu tragen mit Stolz; inmitten der Trübsal
Noch heiteren Geistes, nie ganz zu vergessen,
Daß auch kränkende Qualen Quellen der Kraft sind
Und am Rand der Vernichtung noch ruhig genießend
Dies Leben zu lieben mit all seinem Leide.

Auch meine Glückslehre hat ihre Hoffnungen, ihren Zukunftstraum, von denen ich eines Tages wohl noch werde zu reden haben. Aber selbst dieser Traum ist maßvoll und bedarf keines Wunderlandes zu seiner einstigen Erfüllung. Meine Weltanschauung

schließt zwar, wie Sie noch hören werden, eine Erneuerung weit jenseits des Daseins dieser Erde keinesweges aus; aber mein führender Glaube und mein Christenthum sind ganz diesseitig.

Das Glück, das sie in der Gegenwart erreichbar zeigen, ist bescheidener gemessen, das Heil, das sie künftigen Geschlechtern in Aussicht stellen, kein unvermischtes und unbegrenztes, aber eben darum zum Trost im Leide wahrlich nicht minder geeignet, als Ihre Verheißungen einer so unmöglichen, als unerträglichen Vollkommenheit.

6.

Ich weiß nicht, ob Sie genügend vertraut sind mit den neuerdings gewonnenen Aufschlüssen über die Gestalt und vermuthliche Gestaltungsgeschichte unserer Weltinsel mit ihren Millionen von Sonnen; über die Entstehung des Sonnensystems, die Geburt und Geschichte des Erdballs. Nur aus Ihrer Abneigung gegen die unabweislichen Folgerungen, die sich aus dieser Vorgeschichte ergeben für den Ursprung und die allmälige Entwicklung der Lebensformen und ihrer

bisher höchsten, des Menschen, namentlich aber aus dem unverhohlenen Unwillen, mit dem Sie sich sträuben gegen die Lehre eines großen Naturforschers, welche diese Folgerungen glänzend bestätigt, muß ich schließen, daß Sie noch nicht hinlängliche Muße gefunden haben, sich mit diesen Forschungen zu beschäftigen.

Das aber weiß ich, daß es Ihnen nicht einfällt, die Lehre vom Weltgebäude zu verwerfen, welche wir den Kopernikus, Kepler und Newton verdanken.

Ihrer Kosmologie also hat die Erde längst aufgehört, der Mittelpunkt und der Hauptkörper des Weltalls zu sein.

Mit Ihrer Theologie dagegen stecken Sie noch fest im geocentrischen Irrthum.

Die Gottesvorstellung des der Natur gegenüber ohnmächtigen weil so gut wie gänzlich unwissenden Menschen wollen Sie festhalten in der Mittagshelle des Zeitalters des naturwissenden und naturbeherrschenden Menschengeschlechts. Wer sich dessen weigert heißt Ihnen ein Atheist, — wie denn freilich auch Sokrates für einen solchen gegolten hat und nicht minder auch Jesus als Religionsrebell hingerichtet wurde. Welt-

erkenntniß und Gotteserkenntniß, meinen Sie, seien von einander unabhängig und letztere habe sich um erstere als eine gänzlich verschiedene Disciplin gar nicht zu kümmern.

Als dies winzige Sonnenstäubchen Erdball für die Hauptwelt galt, der Himmel für sieben einander umschaalende, durchsichtige aber gediegene Kugelgewölbe mit Sonne, Mond, Planeten und Fixsternen, die als Beleuchtungsapparat für uns an ihm befestigt seien: da durfte die schlechterdings noch unbeantwortbare Frage nach der Entstehung dieser Welt eine vorläufige Beruhigung finden in der Phantasie, daß über der obersten dieser Kugelschaalen im himmlischen Reich ein menschenähnliches, aber allgewaltiges Wesen wohne, welches einst alle diese Dinge für den Menschen gemacht habe, wie der Mensch sich für seine Zwecke ein Haus baut, Werkzeuge fertigt und Nahrung zubereitet.

Aber diesem menschenhaft vorgestellten Mächer wurden dann, als seine Gebote, auch die Sittengesetze in den Mund gelegt, zu deren allmäliger Klärung bis zu hoher Stufe von Richtigkeit die Erlebnisse und Herzenserfahrungen des Menschen, die

Geschichte der Familien, Völker und Staaten auch ohne die kosmische und die Naturwissenschaft ausreichten. So wurde das kosmisch falsche Phantasiebild gleichwohl zum Träger unanfechtbarer, wenn auch oft seltsam ausgedrückter Wahrheiten, zum heiligenden Gesetzgeber segensreicher Gebote, zum ehrfurchtwerthen historischen Ideal endlich, dessen Aehnlichkeit erstrebend das Menschengeschlecht sich allmälig emporgearbeitet hat wenigstens zu einer Art von Allmacht und Schöpferkraft im engen Gebiete seines Erdsterns.

Weil nun eine der Bekenntnißformeln jener unwissenschaftlichen Zeit zu glauben erklärt an Gott „als den Schöpfer des Himmels und der Erde" verlangen Sie, daß auch Wir noch glauben sollen an eine solche „Schöpfung".

Aber die Aufgabe, welche die kosmische Wissenschaft zu lösen unternommen und wirklich gelöst hat ist recht eigentlich diese: die Begriffe des Schaffens und der Schöpfung als in ihrem Gebiete sinnlos zu beseitigen. Sie zeigt, wie in lückenloser Folge von Ursachen und Wirkungen eine allmälige, in Myriaden von Jahrtausenden verlaufende Entfaltung stattgefunden

hat und noch stattfindet von der formlosen Masse glühenden Wasserstoffs und Stickstoffs zur beginnenden Körnung ihrer Hauptschwerpunkte, zur Ballung ungeheurer Dunstkugeln, welche während ihrer Verdichtung zu Sonnen durch Abschleuderung zerreißender und sich aufknäuelnder Gasringe kleinere Sönnchen gebären, die nach nochmaliger eben so verlaufender Abknospung von Monden endlich erstarren zu nichtleuchtenden Erdsternen. Alle Hauptstadien dieser Entwicklung sind uns faßbar und mit Beispielen am Himmel belegbar geworden, seit uns neben der raumdurchdringenden Kraft des Fernrohrs auch das die Stoffe und ihre Hauptzustände offenbarende Spectroskop zu Gebote steht. Selbst die entlegene Zukunft unserer Welt, ihr Ende durch das sicher einst bevorstehende Erlöschen der Sonne, durch ihre und ihres Systemes Auflösung, ja, die Art, wie der Trümmerstaub dieser Weltleiche einst wieder verschmelzen wird um abermals einen ähnlichen Zirkelgang anzutreten, ist uns nicht mehr völlig in Dunkel gehüllt, seit es hochwahrscheinlich geworden ist, daß wir den Malm ähnlicher zerstörter Welten erblicken

in den Kometen und in deren Zerstreuungsresten, die wir wann sie unser Luftreich streifen, als Sternschnuppen aufglühn sehen und als niedergefallene Meteorsteine selbst in die Hand nehmen können.

Im Einzelnen bleibt noch unermeßlich viel der Erforschung künftiger Geschlechter vorbehalten. So trefflich zusammenstimmend z. B. mit den Aussagen der Astronomie die Geologie den Bericht vom Werden der Welt weiter führt für unsern Planeten, bis zu der Stufe, auf welcher der Beginn des Lebens möglich wurde: — dieser Lebensbeginn selbst ist immer noch ein ungelöstes Räthsel.

Da halten die Einen die Annahme für unausweichlich, daß einst das Unorganische von selbst ins Organische übergegangen sei, obgleich sie zugeben müssen, daß für diese elternlose Zeugung, die sogen. Generatio aequivoca, alles bisherige Bemühen noch nicht im Stande gewesen ist, ein irgend zuverlässiges Beispiel zu beobachten.

Andere wollen nicht länger den Spruch des alten Lucrez unterschreiben:

Nam neque de coelo cecidisse animalia possunt.
(Nicht vom Himmel herab sind die lebenden Wesen gefallen.)

Sie berufen sich auf die Gründe, die es wahrscheinlich machen, daß der den Weltraum erfüllende sogenannte Aether nichts anderes sei, als unsere Luft, nur in äußerst verdünntem Zustande, und meinen, daß immerhin, wie der Meteorstaub und vielleicht mit demselben, außerordentlich kleine Keimsporen durch diese kosmische Luft von andern Weltkörpern her zur Erde gelangt sein könnten. Aber sie müssen bekennen, daß die Lösung des Räthsels damit nicht erreicht, sondern lediglich einer entlegenen Region und fernen Vergangenheit zugeschoben ist.

Wieder andere endlich, denen ich mich anzuschließen geneigt bin, vermuthen, daß wir einst die Voraussetzung der Frage, die wesentliche Verschiedenheit des Organischen und Unorganischen, als falsch erkennen werden.

Alle diese Meinungen treffen schließlich darin zusammen, daß es uns geziemt, in diesem Punkt ehrlich unsere Unwissenheit zu bekennen.

Wenn wir aber vom kosmischen Urnebel bis zur Entstehung der ersten Zelle, diese Entstehung ausgeschlossen, und von der ersten Zelle an wieder bis zur Bildung des Menschenhirns, das diese Processe verstehend überschaut, das Weltwerden begreiflich finden, so gibt uns doch wahrlich das Eine, zur Zeit noch Unbegreifliche, kein Recht, an diesem einen noch dunkeln Punkt zur Maskirung unserer Unwissenheit ein Wunder als einzige Ausnahme einzuschalten. Nein, von allen unseren Errungenschaften ist keine schon jetzt so überwältigend gewiß, als die, daß es im kosmischen Werden nirgend und niemals einen Punkt gegeben hat noch geben wird, an welchem wir uns eine von den kosmischen Kräften verschiedene, wie der Mensch für Zwecke arbeitende Kraft als zur Ablösung oder auch nur Lenkung in ihr streng gesetzliches Spiel eingreifend vorstellen dürften. Kurz, der Maker ist, wie es meine „Mondgedanken" ausführen, ein kindlicher Anthropomorphismus der Weltunwissenheit, nicht nur unhaltbar in der Epoche der Weltwissenschaft, sondern ihrer auch unwürdig. Diese bekennt zwar in Demuth, jenseits des wahrnehmbaren, vielleicht auch nur relativen

Urzustandes des ungeheure Räume, wie im Orionnebel, füllenden glühenden Wasserstoffs und Stickstoffs, von einer früheren Daseinsstufe noch nichts zu wissen, also vor der Frage nach einem Urbeginn der Stoffe völlig rathlos dazustehn. Ja, sie erlaubt sich mit gutem Grunde unser Recht zu dieser Frage anzuzweifeln. Sie erkennt den schwer unterdrückbaren Trieb, der uns dieselbe thun läßt, als einen Irrthum unseres aus Erdenerfahrungen erwachsenen Geistes. Desto entschiedener aber ist sie berechtigt und verpflichtet, jenem jetzt nicht länger unbewußten und deshalb jetzt nicht länger unschuldigen Hochmuth seine Demuthlarve abzunehmen, welcher, um sein Nichtwissen zu bemänteln, dies Universum gemacht sein läßt von einer in den Himmel projicirten Silhouette oder fatamorganisch vergrößerten und verschwimmenden Spiegelung seiner selbst und so

„Sich huldigt als der Weltenmajestät.

7.

„Wir alten und biblischen Christen, sagen Sie, können die Naturwissenschaften völlig anerkennen; sie treffen ja nur das ohnehin abgethane Dogma von der

Verbalinspiration der heiligen Schrift und den ebenfalls abgethanen Wunderbegriff als Aufhebung der Naturgesetze, von welchem die Bibel nichts weiß."

Nein, verehrtester Freund, damit befinden Sie sich im Irrthum. Sie müssen entweder aufhören ein alter und biblischer Christ zu sein, oder, um ein solcher bleiben zu dürfen, die Lehren der Naturwissenschaft verwerfen, weil diese nicht nur jene beiden Dogmen, sondern auch die altchristliche Vorstellung vom Schöpfer völlig ausschließt.

Mir zwar kann es schon recht sein, wenn Sie den alten Wunderbegriff und das Dogma von der wörtlichen Eingebung der Bibel als abgethan bezeichnen; denn es läßt mir einen Hoffnungschimmer, doch vielleicht noch von Ihnen verstanden zu werden. Aber ich möchte Ihnen nicht rathen, dies vertrauliche Bekenntniß öffentlich zu unterschreiben. Denn von der Phalanx wirklich orthodoxer Theologen, welche eben jetzt das Gelöbniß, diese „abgethanen Dogmen" zu glauben und predigen mit verdoppeltem Zorneifer fordern und eben so zu erzwingen wissen, wie einst ihre Gesinnungsgenossenschaft, die römische Inquisition, dem alterschwachen

Galilei die traurige Abschwörung seiner Wissenschaft entmarterte, — von diesen Ketzerrichtern der Gegenwart würden Sie dann unzweifelhaft als ein Halber verdammt und ganz in die Nähe derselben Protestantenvereinler gerechnet werden, gegen welche Ihnen ein so hartes als geringschätziges Urtheil entschlüpft ist. Wie? — so dürften jene Herren, und so darf selbst Ich Sie fragen — Sie wagen zu behaupten, daß die Bibel nichts wisse von der Aufhebung des Naturgesetzes durch Wunder? Nur in der Umkehrung wird Ihr Satz richtig, sofern die Bibel in der That nichts weiß vom Naturgesetz und somit für ihren naiven und allumfassenden Wunderglauben gar keinen Zügel kennt, den sie erst zu zerreißen nöthig hätte. Sie haben sich wohl gehütet, eine Silbe zu erwidern auf die Frage meines vorigen Briefes: ob Sie an die Belebung der riechenden Leiche des Lazarus glauben? Werden Sie nicht die Antwort eben so verschlucken müssen, wenn ich Sie jetzt frage: Also gelten Ihnen die Berichte von der Auferstehung des Gekreuzigten und seiner leibhaften Himmelfahrt für hinzugefälscht zum Texte?

8.

Unsere Kosmologie, sowohl die himmlische, d. h. astronomische, als die irdische, also geologische, so lange sie sich streng beschränkt auf ihr eignes Gebiet und auf ihre eigenen Wissensmittel, so lange sie mithin nicht Kunde vorwegnimmt aus einem anderen Wissensreich, welches erst mit der Geschichte des Menschen anhebt, und diese Kunde wie taschenspielernd in das ihrige erst hineinlegt, um dann zu thun, als ob sie da zu finden sei — diese unsere Kosmologie muß ehrlich bekennen, von sich aus von Gott nichts zu wissen, noch, aller Wahrscheinlichkeit nach, jemals wissen zu können. In diesem Sinne behält der alte Spruch, ich glaube Lalande's, seine Geltung: ich habe den Himmel durchforscht und Gott nicht gefunden." Es ist schon jene vorwegnehmende Erschleichung, wenn wir das einheitliche Gesetz, welches in der Ordnung und im Werdewechsel des Universums mit eherner Nothwendigkeit waltet, den Willen Gottes nennen. Selbst die Ehrfurcht und Andacht, welche die Betrachtung dieses Universums und seiner uns durchschauernden

Erhabenheit erweckt, quellen nicht ursprünglich aus dem Bilde, welches die exacte Forschung von demselben erarbeitet hat, sondern erst aus seiner Verbindung mit der Unterschrift, die wir aus ganz anderer Wissenschaft unter dies Bild setzen, und allerdings nicht nur setzen dürfen, sondern auch müssen. Denn erst diese Unterschrift sagt uns, von Wem uns dies Bild in gestaltverschleiernder Ferne einen Schattenriß seiner Umhüllung zeichne.

Unhaltbare Täuschung also ist es — und hierin dürften wir schon jetzt zusammentreffen — wenn uns D. F. Strauß dies Universum der exacten Wissenschaft darbieten will als einen Gott, dem unsere Andacht gelten könne.

Noch größerer Irrthum aber und schwerste Ungerechtigkeit wär' es, jenen Spruch Lalandes als Bekenntniß zum Atheismus auszulegen. Er leugnet keineswegs das Dasein Gottes, sondern lediglich seine Findbarkeit, und, wohl gemerkt, auch diese Findbarkeit nicht überhaupt, sondern nur für die Astronomie. Dasselbe gilt von der gesammten Naturwissenschaft, so weit sie nicht mit einigen ihrer Disciplinen, wie

mit der Sprachwissenschaft und der Anthropologie schon theilweise eindringt in das Reich des Uebernatürlichen. Denn ein solches Reich gibt es allerdings auch für mich in allem Ernst, ja, in schlichtester Handgreiflichkeit; so wenig es mir auch in den Sinn kommen kann mit der Behauptung seiner zweifellosen Existenz den Supranaturalismus der Theologen zu unterschreiben.

Unserer Forschung, sagt die reine Naturwissenschaft, ist Gott unzugänglich; zum Glauben an ihn können wir nur auf anderem Wege hingelangen. Auch ist es eine offenkundige Thatsache, daß sich gar viele ihrer Jünger, und die wahrhaft bedeutenden alle, zu solchem Glauben bekennen.

Nehmen wir einmal an, wir könnten verwirklichen, was mir in den Andachten den Dienst einer poetischen Formel geleistet hat: wir könnten von hochorganisirtem Planeten einer fernen Sonne einen Asträos herunterbeschwören und uns von ihm verständlich berichten lassen, wie sich dort die begeisteten Herrscherwesen mit den Gotteskräften der Kunst, der Zucht und der Wissenschaft ihr Dasein über der Natur zu gestalten

vermocht haben. Dann hätten wir neben dem irdischen auch ein zweites und kosmisches Beispiel der Offenbarung Gottes.

Aber auch den schwächsten Schimmer solcher Kunde versagt die Ferne unseren Instrumenten. Nur von einem Stern, unserm Nachbarn Mars, haben wir ein Umrißkärtchen seiner Meere und Länder, ja, wenn die betreffende Beobachtung sich bestätigen sollte, selbst einer Insel zu zeichnen vermocht. Da wir ferner wissen, daß auch auf ihm Wasser gefriert, als Schnee seine Polarzonen weiß glänzend bedeckt, wieder aufthaut, wann die betreffende Süd- oder Nordhälfte in ihren Sommer eintritt, und Wolken bildet, so ist uns die Vermuthung erlaubt und nahe gelegt, daß auch auf diesem älteren Bruder unserer Erde sich eine der unsrigen wenigstens verwandte Lebewelt entwickelt haben möge. Aber jemals Näheres von derselben zu erfahren haben wir auch nicht die allergeringste Hoffnung.

Daß Organismen auf anderen Weltkörpern wenigstens vormals existirt, das zu vermuthen erlaubt uns der Kohlenstoff, welchen man nachgewiesen in den

Trümmerstücken ausgelebter Welten die uns als Sternschnuppen vorbeischießen und als Meteorsteine zuweilen zu uns niederfallen.

Wenn einmal das höchst Unwahrscheinliche einträte: wenn in einem solchen Meteorfall ein Kunstproduct den Schmelzungsproceß einigermaßen unzerstört und noch erkennbar überstanden hätte und aus dem Weltraum zu uns gelangte: dann läge vor uns wenigstens eine Spur von außerirdischem Geist, wenn auch immer noch eine überaus dürftige und wenig verrathende.

Stoffe, Gestaltenwechsel, Körperbewegungen und ihre Gesetze, also der allerroheste Auszug und Umriß des unendlich mannichfaltigen Weltwerdens: das ist alles, was der kosmischen Wissenschaft die Ferne nicht hoffnungslos verbirgt. Von der Entfaltung des Geistes aus der Natur und über sie hinaus, d. h. hinaus über die Grenzlinie, oberhalb deren mit dem bewußten und befreiten Willen sowohl die Zweckthätigkeit als das Gute und das Böse beginnt, von welchen die Natur durchaus nichts weiß; vom Erwachen des Wunsches nach Glück, von der Ausbildung der Kräfte, es zu

erreichen, von der Entwickelung der Kunst, der Sittengebote, der Zucht; vom Leiden und Erlösungskampf des Göttlichen mit der erblichen Sünde des Neides; mit einem Wort: von der Geschichte Gottes, kann das außerirdische All uns nicht das mindeste lehren, und für diese höchste der Wissenschaften, die echte Theologie, sind wir in unlöslichem Banne verwiesen auf nur eine Quelle der Offenbarung, auf die Geschichte des Erdmenschen. Wahrscheinlich spielen droben viele Milliarden solcher und vielleicht reicherer Geschichten auf den Planeten der unzähligen Sonnen, und um Unmeßbares höher mag sich auf manchem derselben das Göttliche offenbaren. Das dürfen wir vermuthen; aber unserem Wissen bleibt es entzogen.

Nur ein Rückschluß also aus dem winzigen, uns bekannten, in's ungeheure unbekannte Gebiet berechtigt unseren Glauben an das Walten des Göttlichen auch im außerirdischen All. Ja, die zwar sehr junge, aber sehr sichere Kunde, daß auch die fernsten, unserm bewaffneten Auge noch erreichbaren Weltkörper und ungestalteten Weltkörperstoffe im Wesentlichen aus denselben Elementen bestehen wie unsere Erde, gestattet

die Annahme, daß dies Walten, so unvorstellbar es uns immerdar bleiben muß, demjenigen in der Erdgeschichte nicht durchaus unähnlich sein werde.

9.

Mit dem Bisherigen ist der feste Boden bezeichnet auf dem ich mit meiner Poesie und Theologie fuße. Wollen Sie mir den mit einem Bibelspruch, mit einem Dogma fortstreiten; — nun, dann ist der Rest Schweigen, jeder fernere Versuch einer Verständigung unverantwortliche Zeitvergeudung. Dann bekennen Sie sich eben unerlöslich gebannt unter die Leugner der fortschreitenden Offenbarung und ihrer glorreichen jüngsten Errungenschaft.

Könnten Sie es aber über sich gewinnen, diesen Boden vorurtheilsfrei mit mir zu betreten, dann würden Sie, von ihm aus schauend, alsbald auch gerade da die leuchtendsten Stellen erkennen, wo Sie in Folge verkehrter Betrachtung meiner Dichtung die schwärzesten Flecke vorwerfen; — vergleichbar der Photographie, die bekanntlich auch im ersten Negativbilde das Dunkle

hell und das Helle dunkel ausfallen läßt; oder der verschluckenden Kraft der Sonnenatmosphäre, deren Metalldämpfe die leuchtenden Farbenstreifen je ihres Metalles in die schwarzen Frauenhoferschen Linien des Spectrums umkehren. Dann würden Sie nicht dem seltsamen Zwiespalt anheim fallen, als einer der wärmsten Anhänger meiner Poesie gleichwohl ihr innerstes Wesen anzufechten und an ihr zu bedauern, was der Quell ihrer Kraft und das Geheimniß ihrer stetig wachsenden Wirkung ist. Sie nennen das, halb richtig, halb falsch, ihre moderne Weltanschauung, wie Sie es in gleichem Grade halb falsch und halb richtig ihre antike Weltanschauung nennen dürften. In Wahrheit ist es ganz etwas anderes. Was die Poesie Goethes in naiver und deshalb so unnachahmlich bezaubernder Weise zu sein begonnen hatte, indem sie eine Reihe noch unerforschter Gesetze ahnend vorwegnahm mit der bloßen Anschauung und fast unvermittelt selbstgewissen Naturoffenbarung eines riesigen Genies, das trachtet die meinige zu sein in vollbewußter und allseitiger Durchführung: die Poesie der wissenschaftlichen Erkenntniß.

Als solche läßt sie auch dem Materialismus sein Recht widerfahren. Vor keinem Ergebniß der stofflichen Forschung, vor keiner Erklärung der sinnlichen Erscheinungen, ihrer Ursachen, ihrer Gesetze schreckt sie zurück. Was davon nach dem Kanon der Naturwissenschaft als gesichert gilt, das nimmt sie rückhaltlos an. Wie hart auch der Verzicht sie anmuthe den das gebiete auf altehrwürdige und liebgewordene Vorstellungen, sie weiß, es wäre Frevel und Verstocktheit, fest zu halten was falsch geworden, und opfert sie willig am Altar der Wahrheit. Aus sich selbst aber, aus dem bleibenden Wesen der Poesie, schöpft sie dabei die Zuversicht, daß den Verlust ein Ersatz mehr als nur aufwiegen werde.

Und diese Zuversicht wird nicht getäuscht. Denn die wissenschaftliche Erkenntniß, aus welcher sich diese Poesie ihre Weltanschauung zusammensetzt, ist weit entfernt, sich dem Materialismus gefangen zu geben. Mit nicht minderem Eifer, als dem stofflichen Reich, in welchem der göttliche Wille noch blind gefangen oder wenigstens uns unerkennbar schläft, wendet sie sich dem Mittelgebiete zu, wo er sich in den Traum-

gestalten der Pflanze zur Befreiung im Thiere vorbereitet, um endlich als Mensch das selbstbeschauende Gottesauge der Vernunft erwachend aufzuschlagen.

Hier beginnt das dritte Reich, das Reich des Geistes, das wir im All unendlichfach größer vorhanden ahnen können und müssen, vielfach höher entwickelt vielleicht vermuthen dürfen, von dem aber unserem Erkennen ausschließlich seine winzige Erdenprovinz zugänglich ist.

Die Wissenschaft von diesem dritten Reich begann früher als alle andern Wissenschaften; sie begann mit dem ersten redenden Menschen. Ihr Ziel ist die Erkenntniß der Heilswahrheiten, ihrer Gebote und des Quells aus dem sie fließen, also des Göttlichen, des Wesens der Gottheit. Sie ist also Theologie, natürlich unter Ausschluß jeder confessionellen Färbung dieses Worts und in dem weiten Sinne, daß z. B. auch die Entstehung der Familie, die Entwicklung des Rechts, die Bildung des Staats, die Künste, die gesammte Cultur, und nicht etwa nur die Religionen mit inbegriffen sind. Ihr Gegenstand ist also, kurz gesagt, die Geschichte Gottes auf Erden. Schon Jahr-

tausende vor Beginn der sehr jungen Naturwissenschaft hat sie, wie schon oben bemerkt, nicht wenige von den allerwichtigsten Heilswahrheiten richtig gefunden.

Aber zum Ausdruck dieser Wahrheiten hat ihr keine andere Sprache zur Verfügung gestanden, als die unvollkommene, verhüllende, trübe, vielfach entstellende Sprache des geocentrischen Irrthums und seiner Anthropomorphismen.

Dieser Irrthum ist inzwischen so endgültig beseitigt, daß es zur Sünde wider den heiligen Geist geworden ist, an ihm auch nur theilweise festzuhalten. Damit ist denn an die Christenheit, die alleinige Inhaberin der vom geocentrischen Irrthum erlösenden Naturwissenschaft, eine Aufgabe herangetreten welche eben jetzt alle erlösten Geister als oberste Pflicht mit edelm Eifer erfüllt: die Aufgabe, mit der Summe ihrer Kenntnisse vom Kosmos, von der Erdnatur und der Geschichte das ganze Lehrgebäude der alten Mythologie und Theologie auf die Richtigkeit seiner Sätze und Dogmen hin zu prüfen, das Unrichtige auszuscheiden und den verbleibenden Kern von Wahrheit in die vollkommnere neue Sprache zu übersetzen.

Dabei zeigt es sich denn zur Ehre unserer Vorfahren und zur Freude des uns angeborenen Gefühles der Pietät, daß wir beinahe nur zu übersetzen, kaum jemals ganz zu verwerfen haben. Denn wie seltsam, ja wie absurd auch der Mythus laute; wie naturunmöglich das Wunder sei, das uns altehrwürdige Ueberlieferung als Bestandtheil heiliger Geschichte zumuthet; wie grell auch das Dogma aller Vernunft hohnspreche: fast ausnahmslos erkennen wir bei eingehender Betrachtung, daß die Sage, wenn auch individuell unrichtig, doch von einer geschichtlichen Wahrheit, daß das Wunder, wenn auch widernatürlich, doch von einer begründeten und die Thatkraft spornenden Hoffnung des Heils, daß das Dogma, wenn auch vernunftwidrig, doch von einer Eigenschaft des Göttlichen welche ihm als erstrebenswerthem Vorbilde nicht fehlen darf, der unvollkommene Ausdruck ist, über den die anthropomorphistische Kindersprache des unwissenschaftlichen, in den geocentrischen Irrthum festgebannten Menschen noch nicht hinauskommen konnte.

10.

Auch meine Poesie ist eine Mitarbeiterin an dieser Uebersetzung. Aber eben diese Uebersetzung meinen Sie anfechten zu müssen als Zerstörung des Glaubens, anstatt sie zu erkennen als die allein mögliche Rettung des von ihm rettbaren.

So erklärt sich Ihr Stoßseufzer „das sei die beklagenswerthe Weise der modernen Weltanschauung, daß sie die alten Worte in ganz anderem, meist oppositionellem Sinne gebrauche.“ Damit hat es seine Richtigkeit. Unrichtig ist nur, daß Sie das Unvermeidliche, Gebotene, mit unsern Worten fortwährend geschehende, beklagenswerth finden. Noch dem Dichter des mittelalterlichen Nibelungenliedes hat „jah“ etwas völlig anderes bedeutet als unser daraus entstandenes, vordem gänzlich unbekanntes „ja.“ Oder meinen Sie daß Wir mit dem Worte „Vater“ welches sich im Wesentlichen unverändert durch eine Reihe von Jahrtausenden erhalten hat, noch denselben Begriff verbinden den es in seiner frühesten Anwendung ausdrückte? Wer meint heute noch den „Heerdenvertheidiger,“ wenn

er „Vater", oder die „Melkerin", wenn er „Tochter" sagt?

Soll ich das Göttliche in seiner uns allein zugänglichen Erscheinung und Thätigkeit, in seinem leidensvollen Selbsterlösungswerk im Lebenslauf des Erdmenschen, nicht mehr mit seinem altgeheiligten Namen Gott nennen dürfen, weil ich nicht mehr sprechen darf vom Menschentöpfer, vom Erdemächer und Himmelsbauer, wenn ich nicht ein Verleugner eines glorreichen Stückes neuer Offenbarung sein will? Mit demselben Rechte dürften Sie mir verbieten, vom Aufgang der Sonne zu sprechen, weil wir wissen, daß sich die Erde dem relativ ruhenden Taggestirn zudreht.

Es ist wahr, ich kann der confessionellen Orthodoxie kein Privilegium zugestehn im Sinne des bekannten Spruches: ja, Bauer, wenn Ich dasselbe thue, so ist das ganz etwas anderes." Auch für die Geburt Christi aus dem Schooß einer Jungfrau, die ohne menschlichen Vater von Gotte selbst empfangen habe, muß ich die Auslegung des Lexicons der allgemeinen Mythologie als eben so gesichert gelten lassen, wie für alle anderen, fast unzähligen Variationen derselben Sage. Ich muß

die Zumuthung, diese Gottessohnschaft als einmaliges, ganz ausnahmsweises Factum für richtig zu halten, auf das bestimmteste ablehnen als genau die nämliche Unvernunft, welche man mir ansinnen würde mit der Forderung, die Erzeugung Sigis durch Wodan aus der Jarda, die des Herakles und Perseus aus der Alkmene und Leda durch Zeus als historische Begebenheit hinzunehmen.

Soll es mir deshalb verwehrt sein von der Gottessohnschaft zu reden? Ich müßte ja staarblind sein um sie nicht zu sehn, die segensreiche, unwiderstehliche Siegeskraft verleihende, für uns alleroberste Wahrheit dieses mythisch ausgedrückten Dogmas, das allen Religionen ohne Ausnahme gemeinsam ist wie kein anderes und sich schon dadurch ausweist als hervorgeflossen aus einem jener Grundaxiome, die dem Menschengeist eingeboren und, gleich den mathematischen, eines Beweises eben so wenig fähig sind, als sie dessen bedürfen.

Aehnlich verhält es sich mit allen Hauptdogmen. Ich bin unausweichlich gebunden an die Alternative, daß Jesus entweder nicht todt war, als er vom Kreuz

abgenommen wurde, wofür einige Spuren zu sprechen scheinen, oder daß die ethische Auferstehung, die jedem großen Gottmann in den Gemüthern seiner Anhänger und in der Wirkung seines Wesens und seiner Lehre zutheil wird (S. S. 202 und 3 meiner Andachten), sich bei einigen Aposteln, namentlich bei Paulus, wie das oft geschieht, bis zur Erregung leiblichen Schauens des Hingeschiedenen gesteigert habe. Aber nicht Ich, sondern eben Paulus selbst redet kleingläubig und mit kurzsichtiger Unterschätzung vom Heilandswerke des Meisters, wenn er sagt: Ist Christus nicht auferweckt worden, dann ist auch unsere Verkündung inhaltlos, und nicht minder inhaltlos euer Glaube.*)

Angesichts der gegenwärtigen, so hunderttausendfältig reifenden Erndte aus der Saat Jesu; angesichts des wirklich schon gekommenen und ferner kommenden Reiches, das sein großes Gleichniß verheißen (S. Andachten S. 181—84), wären wir wahrlich traurige

*) 1. Corinth. 14; wobei zu bemerken, daß Luthers Uebersetzung nicht genau ist. Denn es heißt nicht ἀνέστη oder ἀνεστήκει, sondern ἐγήγερται, und letzteres Wort steht auch ebenda V. 13, wo ἀνάστασις νεκρῶν das ἀνέστη gefordert hätte, wenn der Verfasser nicht eben eine Unterscheidung beabsichtigte.

Schwachköpfe und nicht würdig der Mitgliedschaft der zur Gottgewalt heranwachsenden Christenheit, wenn wir, uneingedenk des Meistergebotes, nach den Früchten zu urtheilen, das ganze Christenthum für leer und werthlos erklärten, weil es uns nicht länger erlaubt ist, die tiefsinnige und wohlverdiente Verherrlichung des Josephsohnes durch Uebertragung der um Jahrtausende älteren Sage vom Osterhelden, zu degradiren zu einem vernunftwidrigen, aber gleichwohl historischen Factum.

Eben so verhält es sich mit der Unsterblichkeit. Von ihr handeln meine „Andachten" ausführlich genug, um mich des Nachweises zu überheben, daß ich die Lehre von ihr nicht verwerfe, sondern mit heiligem Ernst vertiefe. Je bittrer sie in der neuen Gestalt dem thörichten und eiteln Wunsch individueller Unvergänglichkeit munden muß, desto heilkräftiger ist sie für die Erziehung zum Göttlichen hin. Ja, wenn Sie recht und aufmerksam lesen und zehnmal wieder lesen, werden Sie schließlich erkennen müssen daß gerade hier meine Poesie neuer und echter Offenbarung zum Sprachrohr dient, wie gern ich auch für sie

unterschreibe und in den Eingangsversen der „Osterfragen"

... Doch Eines halte fest,
Uns bleibt auch hier noch ein Geheimnißrest

schon unterschrieben habe, was Paulus bekennt: ἐκ μέρους γὰρ γιγνώσκομεν καὶ ἐκ μέρους προφητεύομεν.

Selbst dem Dogma von der Auferstehung des Fleisches liegt eine Hoffnung zu Grunde, welcher wie schon oben angedeutet, auch die kosmische Wissenschaft einige Berechtigung zugesteht für eine allerdings schwindelweit entlegene Zukunft. Denn wie wir sicher wissen, daß alles gegenwärtig auf Erden Lebendige sich die Leiber aufbaut aus dem Leichenstoff hingestorbenen Lebens, so ist auch die Annahme nicht grundlos, daß das Leibende nicht auf der Erde zum allerersten mal geleibt habe. Einst organischer z. Th. unserm Petroleum ähnlicher Stoff scheint es zu sein, was, wann der Komet der Sonne naht, aus dem ihr zugekehrten Kopfstück der kosmischen Trümmerwolke als leuchtender Kern verdampfend aufsteigt und, im ungeheuern Schwunge des beschleunigten Laufes rückwärts gebogen, den Schweif bildet. So ist es denn

kein ganz leerer Traum, wenn unserer sinnigen Betrachtung der flammend dahinschießenden Himmelsruthe der Gedanke aufsteigt: dieser nach dem furchtbaren Frost im finstern Weltraum von der millionengrädigen Strahlenglut unseres Centralkörpers ölig aufthauende und verdampfende Stoff habe einst Pflanzen gebildet, Glieder bewegt, ja, vielleicht als denkendes Hirn durch Augen ein Weltbild empfangen und könne einst nochmals dieser Würde theilhaftig werden, wann sich einst Tausende solcher Trümmerwolken gesammelt, um den Reigen der Sonnen- und Planetenbildung abermals anzutreten.

Gleiches endlich gilt auch für das Dogma von der Persönlichkeit Gottes. Es ist ebenfalls der unvollkommene, weil in der geocentrischen und anthropomorphistischen Sprache versuchte Ausdruck einer Wahrheit.

Sie, der Sie längst weit hinaus sind über den kindlichen Traum von einem Weltkönig, der etwa als ehrwürdig schöner Greis im Palast über der Kugelschaale des siebenten Himmels auf dem Throne

sitze, Sie führen gleichwohl gequälte Philosopheme ins Feld vom ens infinitum und dennoch definitum oder determinatum, um Gotte eine Persönlichkeit mit Aufhebung aller ihrer Merkmale zu ersachwaltern. Aber für gottlos gilt Ihnen die Person, die vom Göttlichen redet was nicht in Ihrem Katechismus steht. Ich aber, dieser Gottlose nach Ihrer Meinung, ich verwerfe zwar als nunmehr unwürdig und kindisch geworden den Dünkel, der sich sträubt unsere völlige Unwissenheit ehrlich einzugestehn über das Wesen der außerirdischen alldurchdringenden kosmischen Urmacht, und eben diese Unwissenheit maskirt mit einer Vorstellung; welche dies Wesen menschenhaft verzwergt; bekenne mich aber mit gleicher Entschiedenheit und Inbrunst zu dem Glauben, ja, zu der erweislichen Ueberzeugung, daß Uns, den Erdensöhnen, der Ausfluß dieser geheimnißvollen Urmacht, die wir das Göttliche nennen, einzig und allein durch Personation erkennbar wird, und daß es uns ein Hauptstück der Offenbarung seiner selbst zugewendet hat kraft seiner, zwar keinesweges ausnahmsweisen und wunderbaren, aber hochgrädigen und historisch siegreichen Personation im

Josephsohn Rabbi Jeschua, der dafür göttlich verehrt wird als Jesus der Christ.

11.

Wenn irgend etwas, so sollte das eben ausgesprochene Bekenntniß die Kraft haben, Ihnen die Schuppen von den Augen zu lösen. Mindestens aber wird es Ihnen zeigen, wie weit Sie irrgehn wenn Sie mich ohne Weiteres zusammenwerfen mit Strauß, mit Lange und vollends mit Hartmann, dessen Philosophie des Unbewußten ich erklären muß für eine der traurigsten Mißgeburten aus der Verquickung Schopenhauerschen Weltverdrusses mit dilettantischem Halb- und Falschwissen aus dem Gebiete der Naturwissenschaften.

D. F. Strauß hab' ich alle Ursache, hoch zu verehren; aber seinen Versuch zum Wiederbau des von ihm niedergelegten alten Glaubens muß auch ich als einen mißlungenen bezeichnen.

Auf Lange bin ich erst aufmerksam geworden durch Kritiken meiner Andachten, von denen mehrere mich für seinen Gesinnungsgenossen erklärten. Darauf

hin habe ich auf der Reise einen Hauptabschnitt seines Buchs über die Geschichte des Materialismus gelesen und kann einige Verwandschaft mit dem wackeren Mann weder leugnen noch bedauern. Gleichwohl scheint auch er noch jenseits der Kluft zu stehn, welche ich sowohl selbst überschritten als gangbar überbrückt habe. Die gelegte Brücke ist bezeichnet in den zwei unterstrichenen Worten der Schlußstrophe des Vorgesanges meiner Andachten, in denen es von meinem Liede heißt:

Nicht retten kann es was die Zeit gerichtet;
Doch daß uns Bestes, Höchstens wahr erdichtet
Der Sehnsuchtsdrang im menschlichen Gemüthe
Bewährt es an der Frucht der Glaubensblüthe.

Wenn Sie richtig anführen und Lange wirklich sagt: das Materielle sei das einzig Wirkliche; so sage Ich das Gegentheil: das Materielle ist vom einzig Wirklichen, dem geheimnißvollen Urwesen, lediglich die Erscheinungsform für unsere Vorstellung. Weil uns von diesem Urwesen aus der Natur nur das Gesetz und über der Natur nur die Vernunft im Menschengeist, welche dies Gesetz verstehn und mit ihm die Natur beherrschen lernt, zum Bewußtsein kommen

kann, mögen wir es in Betracht unserer sonstigen Unwissenheit immerhin die Weltvernunft und das Geistige nennen, wenn auch niemals ohne den demüthigen Vorbehalt, daß wir vermuthlich auch damit noch recht kindlich anthropomorphistisch reden und nur ein winziges Fünkchen von der Sonne der Wahrheit wiederspiegeln.

Wenn dann Lange ferner sagt: wir müßten unserem Bedürfniß nach Geistigem, obwohl es solches nicht gebe, durch Erdichtung genügen; so meint er, wenn Sie seinen Ausdruck richtig angeführt haben, mit dem Erdichten offenbar ein Sich-Illusion machen, Selbsttäuschen, ein frommes Erlügen. Diese Meinung aber, von welcher ich übrigens nicht recht glauben kann daß es wirklich die Lange'sche sei, verwerfe ich als einen seltsamen Irrthum und sage mit Schiller:

Denn was die innere Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende Seele nicht.

Ein uns eingeborenes Bedürfniß kann kein Lügenbedürfniß sein. Dies Bedürfniß für sich allein ist Beweises genug für die Wirklichkeit des Geistigen. Mir also heißt erdichten keineswegs: grundlos erfinden, sondern: vorhandene Wahrheit finden durch die Dicht-

kraft, die das artmachende Merkmal des Menschen und die Schöpferin seiner Sprache ist, auch keinem gesunden Menschen ganz fehlt, wenn auch nur Wenige sie in dem Maaße besitzen, welches ihre Ausbildung zur Dichtkunst gestattet. Kurz, erdichten bedeutet mir dichtend Wahres erreichen — so weit es die Dichtkraft vermag. Und wie nur vermag sie das? Mein Hildebrant sagt es:

.... Die Menschenweisheit
Hat das Wundergebilde der Sprache gewoben
Nach der sichtbaren Welt, hat das Sinnbild des Wortes
Aus Dingen gesucht die dem Sinne sich darthun.
Den Donner, den Blitz, den Duft der Blume,
Die Würze des Weins und die Wärme des Feuers,
Sie hab' ich bereit, dich durch's Ohr zu erregen
Ohne donnernden Blitz, ohne duftende Blume,
Ohne würzigen Wein, ohne wärmendes Feuer,
Durch das Mittel allein des gemodelten Lauts.
Was in unserem Herzen vom Urgeheimniß
Des Besten und Bösen uns offenbar wird
Ist aus anderer Welt und nicht sagbar in Worten.
Die Götter sogar, wann sie unserem Geiste
Dies heiligst Geheime enthüllen wollen, —
Die Menschengestalt erst müssen sie anziehn
Und können uns dann von der köstlichen Kunde

Nur offenbaren durch Beispielbilder
So viel davon unser Farbentopf zuläßt.
Denn vom obersten Wunder des Ewigwahren
Ist der sterbliche Geist nur zu fassen im Stande
Was mit schwachem Glanze das Gleichniß umdämmert.

In eben diesem Sinne wendet mein Buch der Andachten eine Aussage des neuen Testaments über die Redeweise Jesu als Motto auf sich an: χωρὶς παραβολῆς οὐκ ἐλάλει, und meint damit an dieser Stelle keineswegs, was Sie mir wunderlicherweise als „rationalistische, aus der Studentenzeit hängen gebliebene Exegese“ auslegen wollen, obgleich der betreffende Spruch, wo er in Bezug auf Christus steht (Andachten S. 181 zwei letzte Zeilen) so correct nach der Bibel angeführt steht, als es Vers und Reim gestatten.

12.

Das Alles aber scheint Ihnen garnichts zu wiegen. Sie meinen wirklich, Sie würden die Wahrheit sagen, wenn Sie den Verfasser des „Demiurgos“, der „Strophen und Stäbe“, der „Nibelunge“ und der „Andachten“ einer Dame als Atheisten kennzeichneten?

Nein, Herr, Sie würden damit der Wahrheit gerade so dreist, oder gerade so blind in's Gesicht schlagen, wie jener Kritiker, der einst von Rafael gesagt haben soll: er sei zwar ein geschickter Maler, aber unfromm und frivol, da er frischweg nur eben schöne Mütter abmale um sie dann für Madonnen auszugeben.

Mit gleichem Recht dürften Sie auch Schillern des Atheismus zeihen für den Spruch, den ich auch zum Motto meiner Andachten hätte wählen können:

> Nehmt die Gottheit auf in euern Willen,
> Und sie steigt von ihrem Weltenthron.

Sie gehn aber noch weiter. Sie verleugnen eine Reihe von Sätzen, welche Sie selbst über meine Poesie geschrieben und in den Druck gegeben haben, wenn Sie jetzt zu behaupten wagen: ich wolle nichts wissen von Buße und Bekehrung noch von Sünde und Erlösung. Ich darf doch wahrlich fragen, wo und wann denn schon jemals ein Poet es so heilig ernst genommen hat mit diesen Lehren wie Ich, dem sie den Bauriß seiner Schöpfungen vorgezeichnet, jeder Quader ihre

Form bestimmt, ja selbst ihre Vermörtelung mit den andern geliefert haben? Ei, so überlesen Sie doch noch einmal die schließliche Zusammenfassung meines ganzen Doppelepos in der letzten Episode Horands im letzten Gesange von Hildebrants Heimkehr, die mit den Worten beginnt:

Als die Welt sich entwand dem Wirrwarr der Urzeit ꝛc.

Dann versuchen Sie, Idee und Gehalt der Sage von den Nibelungen in der Gestalt die sie von mir empfangen hat darzulegen: Sie werden sehn, welch ein schaaler und nichtiger Galimathias bei dem Versuch zum Vorschein kommen würde, wenn Sie sich darauf steifen wollten, die in meinem Werk mit Posaunenton gepredigte Lehre von Schuld, Bekehrung, Buße, von Sünde und Erlösung taub zu überhören! Aber kommen Sie mir dabei nicht wieder mit Ihrer Ausfluchtfinte von meiner unbewußten Zeugenschaft für Ihr Christenthum, die ich ein für allemal auf das Entschiedenste zurückweise als eine selbst unbewußte Ueberhebung einer auch mir wohl vertrauten, aber zurückgebliebenen Theologie, von welcher die meinige

sehr bewußt zu einem höheren Gottesbegriff vorgeschritten zu sein behauptet.

Das aber gebe ich zu: jene Bedingung zu erfüllen, unter der allein eine Verständigung zwischen uns möglich wäre, und den Boden auf welchem ich fuße vorurtheilsfrei mit mir zu betreten, sind Sie schlechterdings nicht im Stande, so lange Sie dabei beharren ein „alter und biblischer“ Christ sein zu wollen. Ein solcher zu sein ist aber dem Einsichtigen als Unrecht und Eigensinn verboten in einer Epoche, in der sich die Christenheit kraft der erziehenden Wahrheiten des Christenthums emporgeschwungen hat zu einer höher gearteten, vielfach neuen Menschheit; in der sie mächtige Schritte gethan hat und ferner thut zur Verwirklichung des Reiches Gottes auf Erden, und in der sie zum gedeihlichen Fortschritt auf dieser Siegesbahn weder auskommen kann mit den Offenbarungen der Bibel, noch sie hinnehmen darf ohne sie zu berichtigen und um mehr als ihre Hälfte zu ergänzen mit den Offenbarungen der seitherigen Geschichte sowohl, als zumal der Wissenschaften.

13.

Mein Glaube, sagen Sie, verhalte sich zu dem Ihrigen, wie die Fatamorgana in der Wüste zu einer quellenreichen Oase. Lassen Sie mich dagegen ein Paar Sätze anführen aus einem der mir liebsten Urtheile über meine Nibelunge das mehrere Jahre vor Entstehung der „Andachten" in der Leipziger Illustrirten Zeitung erschienen ist.

„Wir leben im Zeitalter des Kampfes zwischen Glauben und Wissen, in welchem fast jeder eine Partei ergreift. Die Zahl Derer, welche beide streitende Principien als berechtigt anerkennen, beide in sich zu versöhnen, damit sich selbst harmonisch zu gestalten und der Zukunft vorzuarbeiten suchen, ist sehr gering. Einer der Wenigen, welche diesen Kampf ganz durchgekämpft haben und zu versöhnendem Abschluß gekommen sind, ist W. J. In der poetischen Welt seiner Nibelunge lernen wir die Lösung des Räthsels ahnen, welches uns die wirkliche bietet. Wir finden in ihr den Glauben wieder, den uns die Wissenschaft geraubt hat."

Haben Sie doch selbst bekannt, mich keineswegs in einer Wüste und meinen Durst nur mit leeren Luftspiegelungen tröstend, sondern in einer nicht übeln, nach Ihrem Dafürhalten sogar beneidenswerthen Oase gefunden zu haben. Meinen Sie etwa, mein schönes — ja, dankbar bekenn' ich's, großes und seltenes Glück sei mir geschenkt in den Schooß gefallen? O nein, es ist unter schweren Sorgen, tiefem Leide und harten Kämpfen selbst mit bitterer Noth mühseelig erobert worden, und daß ich den Weg gefunden zum endlichen Siege bleibt zwar immer ein Gnadengeschenk, aber ein Geschenk dessen Aneignung mir nimmer gelungen wäre ohne die ernste Strenge mit der als oberster Gebieter mein Glaube mein Leben geführt hat.

Vielmehr verhält sich Ihr Glaube zu dem meinigen, wie die Astrologie zur Astronomie, Ihre Theologie zu meiner, wie die Alchymie zur Chemie.

Nicht nur geführt hat die Astrologie zur Astronomie, sondern ist selbst schon ein gut Stück von ihr gewesen. Sie lehrte den Lauf und die Stellungen der Gestirne beobachten, verzeichnen und trotz falscher oder doch nur halbrichtiger Theorieen wenigstens annähernd

richtig vorherberechnen. Auch war ja sogar von den Astronomen der Größesten Einer, Kepler, selbst noch Astrolog, wenn auch mehr Noth, als Neigung ihn veranlaßte, Astrologie zu treiben, und nicht ohne sich dabei selbst mit halb weinendem, halb lächelndem Humor zu ironisiren. Was aber für meinen Vergleich die Hauptsache ist: selbst ihr Grundirrthum, durch dessen Abstreifung erst die Erdraupe sich zum Himmelsfalter, die wahrsagernde Afterweisheit zur wahrheitlehrenden Wissenschaft vom Weltgebäude entpuppte, — selbst ihr Wahn, aus den Sternen das Menschenloos vorzuerkennen, bewährt sich nun als der abenteuerliche Ausdruck der Kindersprache für eine große und unumstößliche Wahrheit.

Stünde die Erdachse um zehn Grade mehr oder minder geneigt gegen die Ebene der Erdbahn, so wäre unfraglich der Mensch, falls es überhaupt einen gäbe, sehr anders beschaffen und eine völlig andere Geschichte spielte auf der Bühne unseres Planeten.

Nicht den kleinen Finger können Sie bewegen, ohne daß Ihre Kraft dazu ganz und ausschließlich geflossen ist aus der zwanzig Millionen Meilen ent-

fernten Quelle alles Lebens und Regens auf Erden, aus dem ungeheuern Flammenmeer des Tagsterns.

Nur um die Hälfte durchsichtiger zu werden brauchte die äußerste Atmosphäre der Sonne, die jetzt nur etwa zwölf Procent ihrer Licht- und Wärmestrahlen hindurchläßt, und in weniger als einer Minute wären alle Pflanzen, Thiere und Menschen eines breiten Meridianschnitts der Tagseite vom Aequator bis ans Polareis in Asche verwandelt, binnen vierundzwanzig Stunden die ganze schöne Erde nichts, als ein mit Kohlenstaub bedeckter, vom verdampften Meere bis über die Mondbahn hinaus mit einer Gluthatmosphäre umgebener Steinheerd.

Es liegt kein Grund vor, einen solchen jüngsten Tag durch Flammen vom Himmel her als nahe bevorstehend zu fürchten. Sicher aber sind wir vor diesem Schicksal keinen Augenblick. Vor zwölf Jahren erst sind wir Zeugen einer Himmelsbegebenheit gewesen, die wahrscheinlich mit ähnlichen Katastrophen verbunden war. Einen längst bekannten Stern der neunten Größe im Sternbilde der nördlichen Krone sah man am 12. Mai 1866 plötzlich aufgelodert zu einem Stern

zweiter Größe mit einer Nebelumhüllung, die zwar sehr schwach und sehr schmal erschien, in Wirklichkeit aber ihn auf Hunderte von Millionen Meilen umgeben mußte. Nach zwölf Tagen war er bis zur achten, nach zwei Monaten wieder bis zur neunten Größe abgeschwächt. Die spectroskopische Untersuchung verrieth brennendes Wasserstoffgas als Ursache der schnellen Lichtverstärkung. Ausbrüche dieses Gases, wie sie in den Protuberanzen der Sonne jetzt beinahe täglich beobachtet werden, waren also plötzlich und in ungeheuern Maaßen erfolgt und begleitet gewesen von sofortiger Entzündung, sei es durch innere Ursachen, welche vielleicht für jede Sonne in ihrem Werdegang einmal den Moment eintreten lassen in dem sich ihr Wasserstoff mit Sauerstoff verbindet, sei es durch den Niedersturz eines anderen Weltkörpers. War auch diese Sonne von Planeten begleitet, so wurden diese, und eben so früher die Planeten der Sonnen, welche Tycho de Brahe 1572 in der Cassiopeja, Brunowsky und Kepler 1604 im Schlangenträger zu mehr als erster Größe plötzlich aufleuchten und nach 17, bez. 12 Monaten erlöschen gesehen haben, unzweifelhaft von eben jenem Schicksal

ereilt worden, das unserer Erde möglicherweise bevorsteht.

Zweifellos gewiß dagegen ist der einstige Eintritt des Gegentheils: die Verwandlung unseres Planeten in eine finstere Eiswüste durch dasselbe Starrwerden und Erlöschen auch der Sonne, welches die Erde schon durchgemacht hat. In Betreff dieser Schlußkatastrophe müssen wir uns begnügen mit dem zwiefachen Trost, daß der gegenwärtige Stand unserer Sonnenkunde die Zeit des noch unverminderten Waltens der großen Lebensspenderin bis zum Beginnen ihrer Erschöpfung unter gewissen, nicht unwahrscheinlichen Voraussetzungen auf siebenzehn Millionen Jahre zu schätzen erlaubt, dem Dasein des Menschengeschlechts in seiner gegenwärtigen Beschaffenheit aber sicherlich eine weit kürzere Frist gesteckt ist,

Vollständig wahr also ist es, wenn auch in anderer Art als die Astrologen fabelten, daß durchaus die Gestirne unser Schicksal bestimmt haben und ferner bestimmen, und daß wir am Himmel unsere Zukunft lesen.

Eben so nicht nur geführt zur Chemie hat die Alchymie, sondern ist auch selbst schon Chemie, Chemie

im Raupenstande, gewesen. Sie studirte die Natur der Stoffe, ihre Feindschaften, Kraftleistungen und Gewaltthaten, ihre Neigungen, Ehen und Zeugungen, um den Stein der Weisen, die Goldtinctur und das Lebenselixir zu finden. Und wiederum waren diese ihre abenteuerlichen Ziele nicht lediglich Irrlichter, sondern Flämmchen von der echten Wahrheit, nur stark umschmaucht vom Qualm eines kindlichen Aberglaubens. Denn in der Verfolgung dieser Ziele läuterte sie sich zur Wissenschaft von den Elementen. Diese, der aus der Chrysalide geschlossene Schmetterling, erkannte zwar den Stein der Weisen als Unding, gewann aber mehr denn sein Aequivalent im Gesetz der Atomgewichte, das schon ins Uebersinnliche hinauf reicht und vielleicht der weitest vorgedrungene Posten ist, den das Heer exacter Forschung in der Richtung zum Weltgeheimniß besetzt hat. Auch die Goldtinctur erkannte sie als einen Traum, aber nicht als einen Trugtraum sondern als ahnungsvollen Wahrtraum, dessen Verheißungen sie nun glänzend erfüllt, indem sie z. B. köstliche, einst mit Gold aufgewogene Farbstoffe aus gemeinstem Abfall, erquickende Wohlgerüche

und Labungen, aus verachtetem Auswurf zu gewinnen versteht. Gerade so endlich hat sie die Unvernunft des Lebenselixirs zu einer maßvoll verständigen Wahrheit gemacht, indem sie heilen, die Gesundheit und das Leben erhalten, es schmücken, genußreich und erfreulich machen gelehrt hat.

Das dem Stein der Weisen, der Goldtinctur und dem Lebenselixir der Alchymie in der altchristlichen und biblischen Theologie Entsprechende ist die ewige Seeligkeit.

Die Theologie des erwachsenen Christenthums, das sich zur Bibel die Offenbarung des großen Buchs der Wissenschaften hinzuerobert hat, erkennt auch in ihr wieder das verheißungsvolle Traumbild einer Wahrheit.

Zwar gestattet, was sie weiß vom Zirkelgang des Weltwerdens und Vergehns, die Meinung, daß nach Auflösung der Erde und des Sonnensystems bei neuer Sonnen- und Planetenbildung auch die Stoffe des jetzt Organischen sich wieder organisiren und neues Geistesleben als Blüthe tragen werden. Ja, meine Poesie geht weiter und wagt aus der

unerweislichen, aber nicht unwahrscheinlichen, jedenfalls unwiderlegbaren Annahme, daß dieser Prozeß schon oft gespielt habe, den Schluß zu ziehn, daß wir unsere Stufe von Geistigkeit erstiegen haben kraft ererbter Feinung unseres Leiberstoffes durch die vielmalige Vorarbeit minder hoher Wesen auf längst untergegangenen Weltkörpern; daß mithin auch für die schwindelferne Zukunft weit jenseits unseres jüngsten Tages die Erlösungsarbeit des Menschengeschlechtes nicht verloren sein, sondern, fernere Feinung bewirkend, einst höheren Wesen, als wir sind, zum Darleben gesteigerter Gotthaftigkeit förderlich sein werde. (Vgl. die Gedichtgruppe „Erinnerung" in den Andachten.)

Aber abgesehn von diesem verwegensten Aufschwung nach dem Urgeheimen hin, den ich selbst für nichts anderes als einen Glaubenstraum ausgeben will, ist dieser neuen Theologie der Mensch als solcher unlöslich gebannt an seine Erde, und gibt es für ihn schlechterdings kein Dasein in einem Jenseits.

Ihr also entpuppt sich aus der ewigen Seeligkeit als zu erstrebendes wahres Ziel der Gotteszucht:

die Gesundheit, die Kraft, das Glück, die Allwissenheit, die Allmacht, die Allgüte des Menschengeschlechts, oder, so kurz als möglich zusammengefaßt: die Erlösung Gottes auf Erden.

Brauche ich noch hinzuzufügen, daß diese Vorstellung von der Aufgabe unseres Geschlechts und seiner höchstmöglichen, ihm eben in dieser Arbeit und Pflichterfüllung gewährten Befriedigung, wie sie keinem Natur- noch Vernunftgesetz widerstreitet, zugleich eine über allen Vergleich würdigere ist, als jene alte, die unser Leben erniedrigt zu einer bloßen Vorbereitungsschule auf das Abiturientenexamen Tod, für dessen Ableistung cum laude wir dann die Matrikel empfangen sollen zum Eintritt in einen Zustand völlig reiner und endloser Wonne, — einen Zustand also, vor dessen grauenhafter Unerträglichkeit sich das Wesen unseres Geistes mindestens eben so sehr entsetzen müßte, als vor der ewigen Verdammniß, wenn er nicht zum Glück ebenso vernunftwidrig wäre?

So hat sich denn Ihr Vergleich auf das vollständigste gegen Sie umgekehrt. Mein Glaube bewohnt und bebaut eine gesicherte quellenreiche Oase, unsere

schöne Mutter Erde; dem Ihrigen aber ist diese Erde das Jammerthal, in welchem sich der Aufenthalt nur ertragen läßt kraft der trügerischen Hoffnung auf die seeligen Gestade am Lautersee, den die Fatamorgana der alten Theologie in einem nimmer erreichbaren Jenseits luftspiegelt.

Nicht weiter will ich ausführen, wie mein Glaube alles, was vom Ihrigen wahr und haltbar ist, bewahrt und verklärt zu höherer Angemessenheit für die gegenwärtige Vernunft und zu stärkerer Heils- und Erlösungskraft für die Menschheit der Epoche der erkannten und beherrschten Natur. Es ist in diesen Episteln zur Genüge geschehn, wenn Sie überhaupt hören wollen und können.

Ginge Ihnen auch jetzt kein anderes Licht auf über meine Parabel von der Chrysalide und dem Schmetterling und über die Bedeutung meiner Andachten, deren Idee in dieser Parabel gipfelt, dann wäre die alte Theologie in Ihnen unerweichbar verhärtet, und trotz der reichen Begabung, kraft deren Sie sich schon viel weiter, als Sie zugeben wollen, erlöst haben vom religionsschädlichen und kirchen-

verderblichen Irrglauben der orthodoxen Eiferer, müßte dann leider das der erwachsenen Christenheit angemessene Christenthum verzichten auf die Hoffnung, Sie aus seinem Feinde zu seinem Jünger bekehrt zu sehen.

14.

Ich komme zum stärksten Ihrer Vorwürfe. Sie zeihen mein Buch eines „sittlichen Flecks“ weil es „christliche Theologen ermahne, in christlichen Gemeinden meine modernen Ansichten zu lehren“.

Sie wissen schon, daß meine Freundschaft für Sie auch diese Verwundung überlebt hat. Ich kann den unbedachten Ausfall entschuldigen mit der Erbsünde Ihres Standes, aber ich darf ihn nicht unwiderlegt lassen und nicht meine Schuld ist es, wenn im Rückprall der gebotenen Abwehr Ihr Pfeil auch die Empfindung mitbringt, wie scharf Sie selbst ihm die Spitze geschliffen.

Reinigen wir zunächst Ihre Anklage von ihren falschen und schiefen Behauptungen. Zum zutreffenden Rest will ich mich dann mit vollster Aufrichtigkeit bekennen.

Ich sollte es nicht nöthig haben, erst eigens zu zu versichern, daß das Wort „modern“ zu den mir allerwiderwärtigsten gehört.

Auch die Mode hat ihr Gebiet berechtigten Waltens, dem sich der Verständige maßvoll fügt, der Sonderling in verkehrter Eitelkeit trotzt, der schwachköpfige Geck sklavisch götzendienert. Wenn man genügend lange Fristen vergleicht erweisen sich auch Schnitt, Farbe und Stoff der Trachten, Formen des Hausraths und Eigenheiten des Baustils als Ausdruck der Gemüthsstimmung der Epochen. Auch in der Geschichte der Moden ist ein Gesetz, in ihrer jedesmaligen Eigenart eine Spiegelung der Geistesrichtung erkennbar. Ja selbst Kunst und Wissenschaft sind niemals im Stande gewesen, sich den Einflüssen der Mode ganz zu entziehn. Mit den Spuren davon finden wir ohne Ausnahme auch die höchsten Meisterwerke behaftet. Eben an ihnen aber verräth sich die Verwerflichkeit des Modernen. Denn gerade die wenigen Züge, mit denen diese Meisterwerke zur Zeit ihrer Entstehung auch modern waren, sind jetzt die störenden Makel, die Sonnenflecke in der Lichtfülle ihrer zeitlosen Eigenschaften.

Von den Rhapsoden überkommene Mode war es, was auch die höchste aller Kunstleistungen des Menschengeschlechts, die Odyssee, verunziert hat mit bald überflüssigen, bald barocken und selbst widersinnigen Versfüllselbeiworten. Dramatische Mode verleitete den so mild menschlichen Sophokles zu den metzgerhaft anschaulichen Gräuelschilderungen seiner Schlußboten. Weil ihn die Mode zwang auch den „Gründlingen im Pit" ihre Lieblingskost hinzuwerfen, hat Shakespeare seine Dichtungen so oft versalzen mit unfläthigen Zoten und ekelhafter Grausamkeit. Die herkömmliche und gewiß auch ausdrücklich verlangte Huldigung für die Besteller hat Rafael geliefert, indem er auf dem berühmtesten seiner Madonnenbilder den Papst und eine Princessin anbetend portraitirte; aber weder die vollendete Ausführung, noch die angewendete Meisterlist, durch die Vorhangumrahmung und das Schweben der Gottesmutter in einer zu Engelsköpfen gerinnenden Luft die Auslegung zu fordern, sie sei nur Vision der beiden adorirenden, können uns ganz versöhnen mit diesem kunstwidrigen Opfer an die Mode. Was uns zuweilen selbst in Mozarts Musik wie abgeleiert

und schaal anmuthet, das sind entweder die modischen Schnörkel, welche die Werke der gleichzeitigen Tonsetzer zweiten und dritten Ranges fast ausfüllen, oder es sind Bravourstücke von denen wir z. Th. wissen, daß sie ihm von Coloratursängerinnen zum üblichen Brilliren abgenöthigt wurden, wie z. B. das unausstehliche Quiekgeläufer der Königin der Nacht in der Zauberflöte. Die paar Gräcismen und Latinismen, die uns Anstoß geben in Goethes Herrmann und Dorothea, was sind sie anders, als Opfer an die Mode der Vossicität, die mit der „Luise“ zu grassiren begann?

Jedes Werk ist um so werthvoller und unvergänglicher, je weniger es dem ganz nicht vermeidlichen Fehler verfallen ist, auch modern zu sein. Auch ersten Meistern kann es begegnen, daß sie für eine kurze Frist in die Mode kommen, und es ist das nicht nothwendig immer ein Unglück, so rathsam es auch bleibt, daß sie in solchem Fall ernstlich in Selbstbeichte gehen und sich fragen: welche Dummheit hab' ich denn begangen? Sonst laufen sie Gefahr Einbuße zu leiden am edeln Künstlerehrgeiz und elende Hin-

horcher zu werden auf die **aura popularis**, um als Modekünstler, Modepoeten und Modephilosophen dem jedesmaligen Gelüst das begehrte Leibgericht so schnell als möglich vorzusetzen; was denn allerdings, wie auch andere Arten der Prostitution, recht einträglich werden kann, aber auch unfehlbar mit der Würde selbst das bedeutendste Talent in Kurzem zu Grunde richtet.

Ich darf es leider nicht bezweifeln, daß auch meine Arbeiten behaftet sein werden mit dem unentrinnbaren Fehler; ja, ich bekenne, das theilweise schon selbst einzusehn und zu bereuen. Um so weniger aber darf ich es dulden, für einen Verfechter der Modernität ausgegeben zu werden. Mit jedenfalls besserem Recht hat man mir ein stetes Schwimmen gegen den Strom vorgeworfen. Namentlich meine „Andachten" haben die schroffste Ablehnung, die geringschätzigste Verurtheilung gerade seitens Derer erfahren, welche recht eigentlich die modischen Ansichten vertreten. Nach diesen ist das Christenthum eine abgethane Sache mit der man sich weder für noch gegen beschäftigen soll. Wer das dennoch thut, ja,

sein Wesen für versöhnbar hält mit „dem modernen Geist", der ergeht sich in „senilem Geschwätz".

Ich erkläre somit Ihre Bezichtigung, was ich christliche Theologen in christlichen Gemeinden zu lehren ermahne, das seien moderne Ansichten, für grundfalsch.

Was ich vortrage sind aber ferner weder „meine" Ansichten, noch überhaupt nur „Ansichten".

Geleitet von der Ueberzeugung, daß im Zeitalter der Wissenschaften keine andere Poesie Daseinsrecht und Mitwirkung an der Lösung unserer Aufgaben beanspruchen dürfe, als die Poesie der wissenschaftlichen Erkenntniß, bin ich redlich bemüht gewesen, mich vertraut zu machen und zu erhalten mit den sichern Ergebnissen aller Fächer und nach Kräften auch mit den Methoden zu ihrer Gewinnung, insbesondere einerseits mit den Naturwissenschaften, andererseits mit der Geschichte der Poesie, für welche ich, unter der Voraussetzung daß sie die Kunde des Sprachgesetzes und die Lehre von der Sage, die Mythologie, oder, was dasselbe ist, die allgemeine und specielle Theologie und Religionsgeschichte einschließt, den ent-

sprechenden Rang eines Complexes der Wissenschaften des gegenüberstehenden Reiches fordere.

Nicht Ansichten also, sondern die von den Forschern aller dieser Fächer erarbeiteten Einsichten sind es, denen ich Ausdruck zu geben versuche. Mein ist davon nichts, als etwa die Verbindung der Wissenserndte verschiedener Gebiete, die so weit von einander entlegen und jedes für sich so unermeßlich reich sind, daß der Fachmann in je einer seiner Provinzen mehr als genug Arbeit für sein Leben findet und nur eben der blumenlesende Poet es unternehmen kann, sie alle zu durchwandern.

So bin ich in die Lage gekommen, mit der gegenwärtigen Summe der wissenschaftlichen Welterkenntniß die poetische, mythische, religiöse, theologische Weltanschauung in ihrem ganzen geschichtlichen Verlauf zu vergleichen. Das Ergebniß war, daß beide einander keineswegs so feindlich und unversöhnbar gegenüberstehen, als es von Zeloten auf beiden Seiten behauptet und desto unduldsamer verfochten wird, je größer ihre Unwissenheit in Betreff des Gegenreichs und je

beschränkter selbst der Gesichtskreis ist, welchen sie in ihrem eignen Reich überblicken. Vielmehr verhalten sie sich zu einander wie Suchen zum Finden, wie Vermuthen und Ahnen zum Erkennen und Wissen, wie Wünschen und Hoffen zum Erlangen, Besitzen und Können, und sind und bleiben einander deshalb immerdar unentbehrlich. So finden Sie z. B. in meinen Entgegnungen auf die Einwürfe eines straußischen Freundes den Nachweis der Bedeutung und Unentbehrlichkeit des Dogmas auch für die Wissenschaft, auch andere Belege für das Grundthema aller dieser Briefe, auch der an Sie gerichteten: daß unsere Cultur Erfüllung unseres religiösen Ideales ist und nicht hätte erarbeitet werden können ohne den Glauben an dies Ideal.

Was ich für die Poesie bewiesen habe: daß nicht sie selbst, sondern lediglich ihr kranker Bastart, die Romantik, zu Grunde geht an der wissenschaftlichen Erkenntniß, das meine ich auch für die Religion und für die der Christenheit insbesondere wenn auch nicht ebenso selbst durch die That beweisen, so doch einleuchtend genug machen zu können, um wenigstens die

sichere Hoffnung zu wecken, daß dieser Thatbeweis durch Andere, und vielleicht bald, bevorstehe.

Wenn ich von Erfüllung des Christenthums rede bin ich natürlich weit entfernt davon, sie für vollendet zu halten. Ich gehöre also nicht zu denen, die Religion und Christenthum für überflüssig und unmöglich geworden erklären und in der wissenschaftlichen Betrachtung des Universums, in Kunstgenüssen und Pflichterkenntniß einen ausreichenden Ersatz finden für einen Glauben an Göttliches und seine geordnete Feier. Vielmehr dünkt es mir das Hauptgebrechen der Gegenwart, daß die Gährung in den Gemüthern noch nicht dahin gelangt ist, einen Glauben abzuklären zu dem sich auch der Naturkundige ohne Wissensopfer und Heuchelei bekennen kann; diesem Glauben einen Sonntags- und Festesdienst zu widmen, der unsere Kunstansprüche befriedigt; ihn in Unterricht und Predigt so zu lehren, daß auch der Gebildete womöglich lernt, allerwenigstens aber nicht anderweit gelernte Wahrheit verleugnen hört; einen Glauben endlich, dessen heiligende Kraft ausreicht, um mit seinen Sittengeboten auch den wissensstarken und naturgewaltigen Menschen zu zügeln.

Ich lausche dem Gebrodel dieser Gährung. Ich weiß, daß ein solcher Glaube im Kommen ist. Ich habe Ahnungen von ihm dichtend ausgesprochen, und darunter vielleicht auch einige richtige. Aber ich maße mir nicht an, ihn schon predigen zu können. Ich weiß weder das zündende Blitzwort, das sein deutlich erkennbares Werden vollenden wird, noch kann ich mir die That vorstellig machen, welche dies Blitzwort begleiten und bewirken wird, daß es im Sturm die Gemüther erobert.

Ich erwarte diese Erneuerung nicht von einem Bruch, sondern von einer Versöhnung mit der Vergangenheit. Ich hoffe noch auf eine Verjüngung des Christenthums. Wenn ich mich aber darin täuschen sollte, dann würden an seinem Untergange zumeist Diejenigen schuld sein, die es eben jetzt dem erwachsenen Theil der Christenheit mehr und mehr verleiden und widerwärtig machen. Sie können oder wollen es nicht sehn, wie Vieles von ihm schon in Erfüllung gegangen ist, und fahren deshalb fort auch seinen reifen Zöglingen den Buchstabenglauben an Dogmen aufzudrängen, welche in einst angemessener Kindersprache erziehende

Heilswahrheiten bildlich ausdrückten, für die Erzogenen aber leer geworden sind in so weit sich ihre Forderungen als Können, Wissen und Sein verwirklicht haben. Ein romantisches Bastartwesen, das sie sich zusammengeflickt aus allen Epochen, das aber so in keiner der Glaube der Christenheit gewesen ist, geben sie aus für das allein echte Christenthum und verjagen mit ihrem ekelhaften Eifer für diese Irrlehre jeden aus der Kirche, der es nicht mehr ertragen kann, alle Vernunft und Wissenschaft dreist verhöhnt zu hören. Weil ihr Trachten wirklich nur dahin geht, uns zurückzuschrauben, weckt und verbreitet es den Wahn, das Christenthum habe keine Zukunftskraft mehr. Ihres Amts wär' es zu zeigen, wie viel von ihm noch unerfüllt ist und welche Steigerung des Ideales, je nach Maaßgabe seiner Erfüllung, es selbst fordert. Das aber versäumen sie nicht nur, sondern hindern daran auch die geneigten und befähigten. Denn leider hat ihnen höchst unseelige romantische Geschichtsfälschung von der fast schon verlorenen Macht einen ansehnlichen Theil wieder in die Hände gespielt, und mit rasch abnehmender Blödigkeit verwenden sie dieselbe, um durch Lehrverbote und

Amtsentsetzungen den Zwiespalt zwischen Kirche und Bildung unversöhnlich zu machen.

Ich habe schon gesagt, warum und worin Sie, werthester Freund, glücklicherweise irren, wenn Sie sich zu der Gesellschaft rechnen, deren Genossen ich in den „Andachten" Finsternißprediger und Gottesschädiger genannt und von denen ich eben daselbst behauptet habe, sie trügen das Zeichen in's Angesicht geprägt, einer dem Untergange geweihten Sippe anzugehören. Nicht leichthin habe ich diese harte Beschuldigung ausgesprochen, sondern auf Grund einer mich förmlich erschreckenden Wahrnehmung. Ich habe von diesen Schwärzesten — ich sage nicht, wo, noch wann — einst mehr denn hundert versammelt gesehen. Gut zwei Drittel hatten Gesichter, wie man sie unter den Lebendigen außerhalb des Kreises ihrer Standes- und Gesinnungsgenossen nirgend mehr, wohl aber auf Portraits aus der Ausgangszeit des Mittelalters zu sehen bekommt: eckig, mit mongolenhaft, ja thierisch hervortretenden Backenknochen, theils niedrigen, theils schmalhohen oft unangenehm glänzenden Stirnen, im Augenausdruck ein Gemisch von Fanatismus mit jener

Heucheldemuth die sich vergebliche Mühe gibt einen allverachtenden Hochmuth zu verbergen.

Aber wie vortheilhaft Sie sich auch in allem sonst von dieser Sorte unterscheiden, die mir die heutige Leere der theologischen Lehrsäle unserer Universitäten nur zu wohl begreiflich machte —, mit dem Vorwurf, den Sie gegen mich schleudern verfallen Sie ganz dem unbändigen Dünkel und der selbst unsittlichen Verdammsucht dieser Dunkelmänner.

Ja, ich verlange, daß, wie das Volk nach seiner Gottesvorstellung, mit ihm und ihm voran in seinen höchstbegabten und bestunterrichteten Köpfen auch sein Gottesbegriff wachse, damit es ihm ferner nachwachsen könne. Ich verlange, daß die Lehrer der Religion, welche uns so weit als wir bisher gediehen sind, erzogen hat, diese Religion auch ferner erziehungskräftig erhalten. Ich verlange, daß sie sich nicht nur kundig, sondern bis zur Lehrfähigkeit vor andern kundig erhalten der unaufhörlich fortschreitenden Offenbarung, die ganz besonders auch durch die Wissenschaften erfolgt. Ich verlange, daß unser Cultus

würdig harmonire mit unserem Kunstsinn, daß unser Bekenntniß nicht schreiend mißtöne gegen unsere Kenntnisse. Ich nenne es Pflichtvergessenheit die des Amtes unwürdig mache, wenn der geistliche Stand sich diese Kenntnisse nicht erwirbt; ich nenne es Vergehn, wenn der Stand und seine Institutionen diesen Erwerb sogar verhindern und verbieten; ich nenne es frevelhaft, wenn er seine Angehörigen zwingt, die Fortschritte der Offenbarung zu verleugnen und die Heilslehre ferner vorzutragen in Formeln, welche von der erwachsenen Christenheit als vernunftwidrig abgelehnt werden.

Was ist es anderes als der crasseste Unfehlbarkeitsdünkel, was Ihnen dies Verlangen als unerhörtes Attentat, als unsittliche Zumuthung an „christliche Theologen christlicher Gemeinden" erscheinen läßt? Behaupten Sie damit nicht in naivster Dreistigkeit, nur Sie und Ihre angeblichen Genossen, die Orthodoxen, seien allein noch christliche Theologen und nur was zu diesen halte sei noch christliche Gemeinde? Daß es auch Theologen in Menge gibt, welche jenen Forderungen mehr oder minder zustimmen und sie zu

erfüllen streben in soweit es die bezeichneten unsittlichen Hindernisse noch gestatten, das verschlägt Ihnen nichts. Diese Theologen sind Ihrem Uebereifer nur heuchlerische Schufte die sich maskiren mit einem Schein von Christlichkeit um Pfarrergehalte fortzubeziehen. So bleibt Ihnen denn keine andere Bezeichnung für die Einsichten, welche die Wissenschaften und unter ihnen auch die Theologie der Christenheit gewonnen haben, als die geringschätzig gemeinte und grundfalsche „moderne Ansichten".

15.

Wenden wir uns jetzt zum Problem der Praxis, dem für mich Ihrer Meinung nach unlösbaren. Denn angenommen selbst, sagen Sie, meine Absicht, meine Sorte von Christenthum in Kirche und Schule einzuschmuggeln, sei nicht verwerflich: — auf die Fragen, was nach meinem Dafürhalten als christlich und wie es zu lehren und predigen sei, welchen würdigeren Gottesdienst, welche andere Verwaltung der Sakramente, kurz, welche wirksamere Religionsübung zur Heiligung des Lebens und zur Stärkung des Pflichtgefühles ich

vorschlüge, würde ich die Antworten kaum versuchen können, ohne bald einräumen zu müssen, daß ich auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoße und mich verwickele in unversöhnbare Widersprüche.

Hier will ich Ihnen entgegen kommen mit dem ehrlichen Geständniß, daß Sie ziemlich weit recht haben. Mit der Behauptung, genügende Antworten auf diese Fragen zu wissen würde ich mich ausspielen für einen Reformator oder gar Religionsstifter. Sie wissen aber längst, daß ich nicht wähne, selbst beschwingt zu sein zu solchem Hochfluge. Ich habe mich begnügt, die Gondel meiner Poesie an den Steigeballon der Wissenschaft zu knüpfen, um erst aus den Höhen ihrer Erkenntniß zu überschauen was unten geschieht, bevor ich darstelle wie es erscheint, wenn man es von unten aus gleichem Niveau als Mitspieler auf der Bühne des Lebens betrachtet. Denn nur vom Aether aus gewahrt man im Spiel der Eintagslarven des Lebens ein Götterdrama und nur nach solcher Vogelschau kann man auch den Erdfarben des Tiefbildes den Glanz geben, der in allem Vergänglichen das Ewige spiegelt.

Die verlangten Antworten geben kann und wird die Geschichte. Ich kann nur fortfahren zu sagen, wie sie das zu thun schon begonnen hat und daraus ableiten, welche Vorbereitungen vermuthlich geeignet sein werden, uns weiter zu erziehen zu ihren Werkzeugen. Ich kann nur sagen, daß wir durchaus in's Wasser gehen müssen, um schwimmen zu lernen, und wie wir das mit Vorsicht anzustellen haben. Vielleicht ist es nur Angst, was uns wähnen läßt, es noch nicht zu können, und brauchen wir es nur noch besser zu lernen.

Wer wirken will, der fange an;
Es wird sich bald in's Große dehnen,
Wofern es irgend werden kann.
Doch wer zuvor mit seinen Plänen
Will fertig werden im Verstande,
Der bringt im Leben nichts zustande,
Der will in See und nicht zu Schiffe
Und bleibt nur ewig — im Begriffe.

Haben Sie eine Zeichnung gesehen von Stephensons erster Locomotive, die nun bei Stockton als Denkmal des Erfinders auf einem Piedestal aufgestellt ist? Ein wunderlich complicirtes Ding mit einem Gewirr von

Stangen und Hebeln, winzig, von kümmerlicher, obwohl damals angestaunter Leistungsfähigkeit. Wodurch hat sie sich entwickelt zu der weltumgestaltenden Maschine? Durch die Erfahrungen im Fahren.

Fahren wir um zu erfahren, wie unser Gefährt verbessert werden muß.

16.

In einer großen Stadt Nordamerikas habe ich eine christliche Secte, die Unitarier, kennen gelernt, gegen deren Bekenntniß, wie es mir vom Geistlichen und den obersten Gemeindebeamten mitgetheilt wurde, ich vom Standpunkt der naturwissenschaftlichen Weltanschauung nichts einzuwenden fand. Denn diese Herren sagten mir und belegten es zum Theil auch mit Bekenntnißschriften, es sei der leitende Grundsatz ihrer Genossenschaft, ihre Religionslehre frei zu halten von jedem Widerspruch gegen gesicherte Kenntnisse und dem Glauben nichts zuzumuthen, was Wissenschaft und Vernunft verwerfen müßten.

Die Kirche war ein freundliches Gebäude von mäßiger Größe, gekrönt mit einem stattlichen, glas-

gedeckten Kuppelthurm. Das Erdgeschoß enthielt neben der Wohnung des Geistlichen einen schmucklos aber sauber gehaltenen Hörsaal für nichtreligiöse Lehrvorträge, deren in jeder Woche mindestens einer stattzufinden hatte. Den ganzen ersten Stock nahm der Hauptsaal für den Gottesdienst ein. Schlicht gehalten war auch dieser, aber doch geschmackvoll, behaglich und selbst reich ausgestattet. Der Fußboden war durchaus belegt mit einem weichen dunkelfarbigen Teppich. Die Bankreihen aus geschnitztem, tiefbraunem Eichenholz mit ihrer hohen Rücken- und abtheilenden Armlehnen, nicht unähnlich den festen Chorherrnstühlen in der Apsis unserer Dome, boten überaus bequeme, mit rothen Plüschkissen belegte Sitze. Ein behangener großer Tisch vertrat den Altar, dahinter ein Katheder von einfachen aber gefälligen Linien die Kanzel. Nur durch einen großen blumenähnlichen Stern von mattem Glase in der Decke des Saales fiel die Beleuchtung, zum Lesen völlig genügend, aber schon bei Tage und noch mehr Abends, wo sie bewirkt wurde durch selbst nicht sichtbare Gasflammen im Kuppelthurm, sehr wohlthuend und stimmungsvoll abgedämpft. In einer

geräumigen erhöhten Loge, der Kanzel gegenüber, befand sich die ausgezeichnete und meisterlich gespielte Orgel. Zu beiden Seiten derselben saß der wohlgeschulte Sängerchor und ein, wie ich hörte reichlich besoldetes Quartett von] Solostimmen hohen Ranges. Die in künstlerischer Vollendung vorgetragenen Chöre und Arien wirkten, als Musik, wahrhaft erhebend und erbauend. Aber auch der Gesammtgesang der Gemeinde war offenbar vervollkommnet durch solche Leitung und unterschied sich vortheilhaft von der Mischung aus kaum artikulirtem Gesumm und grellem Genäsel in unsern protestantischen Kirchen.

Die Sonntagspredigt, welcher ich beiwohnte, hielt sich durchaus in Uebereinstimmung mit dem oben bezeichneten Grundsatz. Von allen Predigten, die ich gehört habe seit ich selbständig denke, war sie die einzige, in der auch nicht eine Silbe vorkam, die mich zu einem Widerspruch herausgefordert hätte; — womit ich aber, wohlgemerkt, nicht behaupten will, daß sie mich nichts habe vermissen lassen.

Das eröffnende Gebet wendete sich an Gott als den geheimnißvollen Urgrund und Durchwalter alles

Daseins, der dem Menschengeschlecht die deutlichste und verbindlichste Offenbarung seiner selbst habe zu theil werden lassen in dem uns als Trieb zur Sittlichkeit und Liebe eingebornen Ausfluß seines Wesens, den wir also als den Erzeuger des Besten in uns unsern Vater zu nennen ein Recht hätten. Nicht dazu dürften wir uns verirren, ihm einen besonderen Wunderwunsch vorzutragen; denn sein allmächtiger Wille sei zugleich das unverbrüchliche Allgesetz. Nur der ernste Vorsatz, unsern, von den Trieben des Staubes und ihrem noch thierischen und sündhaften Begehren vielfach verunreinigten Willen weiter läutern und reinigen zu lassen durch den lauteren Willen und die Gebote Dessen, der auch in uns, seinen Kindern, Mensch geworden: das nur sei, wie bei allen wichtigen Wendungen im Leben, namentlich auch bei Beginn des Gottesdienstes das allein würdige Gebet. Solcher Vorsatz trage in sich selbst die Bürgschaft, daß wir nicht ohne Gemüthserhebung theilnehmen würden an einer Feier des Glaubens an die Menschwerdung Gottes. Solche andachtsvolle Hingabe an den Gedanken unserer Gotteskindschaft sei selbst schon Stärkung zur ferneren Ver-

vollkommnung dieser Kindschaft. Davon durchdrungen würden wir nicht fruchtlos auch einem Abschnitt der Lehre lauschen, welche der verehrungswürdige Begründer dieses Glaubens zuerst gepredigt, die Apostel und die Kirchenväter fortgesetzt und erweitert, dann aber eine herrschsüchtige Priesterschaft verdunkelt und verunstaltet und erst die großen Reformatoren wieder geläutert hätten. Von der Wissenschaft der jüngsten zwei Jahrhunderte sei diese Lehre mit einer Fülle von einst ungeahnten Wahrheiten bereichert und berichtigt, ja, nach der Meinung so Mancher als veraltet in Schatten gestellt oder gar als falsch widerlegt worden. Aber nicht diese Gemeinde theile diesen so voreiligen als trüben Irrthum. Vielmehr sei sie ja der trostvollen Zuversicht, daß auch die Wissenschaft eine echte Fortsetzung sei von der niemals aufhörenden Offenbarung Gottes, daß sie also nur ungenügend gewordene Formeln, aber keine wesentliche Wahrheit des Christenthums aufhebe.

Diesem Eingang folgte ein sinniger Vortrag über den Spruch des Apostels Paulus: Unser Ver-

gängliches muß Unvergänglichkeit, unser Sterbliches Unsterblichkeit anziehn (1. Corinth. 15, 53).

Dies ungefähr war der Gedankengang:

Mit aller unserer Wissenschaft tappen wir noch völlig im Finstern in Betreff unserer Seele. Die ausgezeichnetesten Forscher bekennen, die Thatsache unseres Bewußtseins nicht erklären zu können. Bei solcher Unwissenheit würde es eben so vermessen sein, die Möglichkeit der Fortdauer des seelischen Theiles des Einzelmenschen nach dem Tode zu leugnen, als zu behaupten, daß eine solche Fortdauer mit Bewußtsein stattfinde. So geziemt es uns, die Unsterblichkeit in diesem Sinne unberührt zu lassen als ein Mysterium, das sich in Zukunft vielleicht entschleiern werde. Der gewissenhafte Lehrer der Gegenwart darf es weder verbieten wollen, sich in Vorstellungen über dieselbe zu ergehn, was zu allen Zeiten eingeborene Neigung der Menschen gewesen ist, noch darf er dazu rathen oder gar behülflich sein. Denn es ist nicht nur möglich, sondern sogar hochwahrscheinlich, daß er damit irreführen und falsche Hoffnungen wecken würde. Auch lehrt die Erfahrung, daß allzueifriges Schwelgen in

solchen Hoffnungen auf ein zweites Dasein unempfänglich und undankbar macht für die erlaubten Freuden des Erdenlebens und sogar lässig in der Erfüllung seiner Pflichten.

Aber der Glaube an Unsterblichkeit enthält auch eine Wahrheit, die uns schon jetzt durchaus begreiflich und überzeugend beweisbar ist. Sie ist die höchste Heilswahrheit sowohl für unser gegenwärtiges Leben als für die Zukunft nach unserem Tode. Sie erkennen heißt inne werden des hohen Heils und der gotthaften Würde deren wir als Menschen und Christen auf diesem Erdstern theilhaftig sind. Sie verstehen heißt kraft dieses Verständnisses für den Genuß dieser Gnaden werkthätig dankbar werden durch Erfüllung der heiligsten unserer Pflichten, der Pflicht gegen die Geschlechter der Zukunft.

Wozu uns zergrübeln und ängstigen mit traumhaften Vorstellungen über unser Ich in einem völlig ungewissen Jenseits, wenn nichts gewisser sein kann als dies, daß **wir uns jetzt und diesseits im Besitz und Genuß der Unsterblichkeit befinden**?

Ja, die Unsterblichkeit ist eine Wahrheit schon in der Gegenwart. Wir sind unsterblich weil wir Menschen, weil wir Christen sind. Wir sind es, weil unserem Vergänglichen Unvergängliches, unserem Sterblichen Unsterbliches angezogen wurde.

Es begann uns angezogen zu werden viele Jahrtausende vor unserer Geburt. Die ersten Fäden zum Kleide Unsterblichkeit wurden gesponnen als unsere fernen Vorfahren sich der Thiernatur enthoben mit den ersten Worten der Sprache. Erst mit der Sprache war der menschliche Geist geboren, jeder Zuwachs an Einsicht vererblich und damit unsterblich geworden.

Was von uns aus der Mutter Schooße hervorgeht, das enthält nur Keime mit der Befähigung, Unsterbliches angezogen zu bekommen. Manches traurige Beispiel hat bewiesen, daß Kinder, wenn sie frühzeitig in die Wildniß verstoßen wurden, dort nicht hinauskamen über sprachlose Thierheit. Unsere Eltern und Pathen gelobten, uns Unsterblichkeit anziehn zu lassen, als sie uns mit dem Spruch des Stifters unserer Religion „lasset die Kindlein zu mir kommen

und wehret ihnen nicht; denn ihnen gehört das Reich Gottes" durch die Taufe aufnehmen ließen in das Bürgerrecht dieses Gottesreichs.

Was mit euerer Zunge redet, mit euern Ohren diese meine Predigt hört und versteht; was sich in euern Gemüthern in Andacht erhebt zu Vorstellungen vom Göttlichen; womit ihr euch freut an edler Musik, an schönen Gemälden, Gebäuden und Bildsäulen wie an Shakespeares Dichtungen; womit ihr theilhabt an allen Wohlthaten dieses freien Staatenbundes, an allen Lebenserleichterungen und Verschönerungen durch die erstaunlichen Erfindungen der Christenheit; kurz, womit ihr gesittete, unterrichtete Menschen und Christen seid: ist das euer allereigenster geborener, vergänglicher Leib von Fleisch und Bein? Seid ihr selbst das als Einzelwesen? Durchaus nicht! Ihr seid es nur mit dem euch angezogenen unsterblichen Wesen. Denkend und redend jetzt in Euch lebendig sind alle großen längst gestorbenen Menschen der Vergangenheit und vor allen Er, zu dessen vollkommenem Leibe die Menschheit einst werden soll durch seine Kirche, unser Herr und Meister Jesus Christus.

Aber nicht nur diese außerordentlichen Genien der Menschheit, nein, auch die mittelmäßigen und selbst die kleinen Leute der längst hingegangenen Geschlechter sind noch gegenwärtig lebendig in Euch mit dem was sie einst Rechtes, Würdiges, Werthes gedacht, gewollt, gethan und gearbeitet haben. Auch wenn das nichts Neues war, so erhielten und steigerten sie damit doch eure Befähigung, desgleichen zu thun und eben so, wie sie in Euch, noch in fernen Enkelgeschlechtern als Segenskraft fortzuleben. Doch auch Neues haben diese Mittelmäßigen und Kleinen geleistet, wenn auch in oft unmerklich kleinen Beträgen. Der Fabrikarbeiter, welcher die erste noch unvollkommene Spinnmaschine mit aufmerksamem Fleiß bediente und dabei fand, wie sie zu verbessern sei, hat sein Scherflein geliefert zur Vermehrung des Erbschatzes der Menschheit. Der Tischler, wenn er Freude hat an seiner Arbeit und sich gewissenhaft bemüht, sie immer noch besser zu leisten, soll wissen daß er nicht nur seine eigene Geschicklichkeit mit solchem Bemühen vermehrt, sondern auch die seiner Berufsgenossen, ja, daß er den Kunstsinn seines Volkes steigern hilft, wenn es ihm gelingt,

einen Tisch, einen Schrank nicht nur zweckmäßiger, sondern auch gefälliger zu gestalten; denn dann wird die hundert- und tausendfache Nachahmung nicht ausbleiben. So geziemt es jedem Handwerker, einerseits seine Fertigkeit anzuerkennen als nicht aus eignem, sondern aus dem von den Vorfahren überlieferten Schatz erworben; andrerseits aber hat er auch, wenn ihm ein Fortschritt gelingt, gutes Recht zu dem stolzen Gedanken, etwas von sich in alle Zukunft unverlierbar gemacht und eine Masche mehr angewoben zu haben an den Gewandstoff, mit dem unser Geschlecht seinem sterblichen Theil Unsterblichkeit anzieht.

Würdige Träger zu sein des Göttlichen im Wesen des Menschengeschlechts; dies ererbte Kapital treu zu verwalten und zu vermehren; erziehend zu sorgen, daß eure Kinder und Enkel das noch besser leisten: das soll euer Stolz und Hochgenuß für die Gegenwart sein; das ist die Pflicht gegen die Zukunft, welche euch dieser Unsterblichkeitsglaube als die heiligste von allen gebietet. So sorget fort, daß nach dem Spruch des Apostels euer Vergängliches Unvergänglichkeit, euer Sterbliches Unsterblichkeit anziehe.

17.

Ich behaupte nicht, daß diese Predigt die ganze Tiefe ihres Themas ausgeschöpft habe. Aber meinen Sie, besser mit den Härten des Lebens zu versöhnen, meinen Sie, kräftiger zu redlicher Arbeit und sittlichem Streben zu spornen, als es durch diese Unsterblichkeitslehre geschieht, wenn Sie Ihrer Gemeinde erst die leibliche Auferstehung des am Kreuze vom Leben zum Tode gebrachten Jesus als eine reale Begebenheit erzählen, und ihr dann versichern, diese selbst verbürgt unreale Geschichte verbürge die Erfüllung der Verheißung, daß einst auch wir alle, aus der Verwesung und Zerstreuung unserer Bestandtheile hergestellt, leibhaft auferstehen werden?

Es gibt allerdings noch Leute, und sogar ziemlich viele, denen das zu hören bequemer und erbaulicher ist. In den Städten sind es zumal diejenigen Frauen, die zu wenig gelernt haben, um das Absurde in ihren Vorstellungen vom Jenseits und die Unmöglichkeit der Erfüllung der Wiedersehenswünsche ihrer liebenden Herzen einzusehn. Auf dem Lande ist es ein beträcht-

licher Theil der ackerbautreibenden Bevölkerung, die in allem was nicht zur Wirthschaft gehört zu wenig unterrichtet und des Denkens zu ungewohnt ist, um nicht sogleich in Hirnschwindel zu verfallen und — was ohnehin oft genug geschieht — einzuschlafen, wenn ihr in der Predigt statt der altgewohnten Mär eine solche für sie zu subtile Deutung zugemuthet würde; — obwohl ich oft Gelegenheit gehabt habe zu beobachten, daß die bescheidene Morgendämmerung von Wissenschaft die in Kalendern und Volksblättern wie die Gartenlaube hinausgedrungen ist, auch dort schon, wenigstens unter den Protestanten, die Zahl der Köpfe sehr vermindert hat, die noch unerleuchtet genug sind um crude Wundergeschichten ohne Schütteln hinzunehmen.

Solchen Leuten wird es lieber sein, sich auch ferner wiegen zu lassen im althergebrachten Wunderglauben. Ob aber auch zuträglicher?

Ich bin so überaus tolerant, sogar diese Frage nicht völlig zu verneinen. Während Sie meine Idee vom Göttlichen als Atheismus, meine Auffassung des Christenthums als unchristliche moderne Ansicht ver-

urtheilen, kann Ich bereitwillig zugestehn, daß auch Sie, als Orthodoxer, Wahrheit predigen. Aber freilich Wahrheit in ungereinigtem Zustande; — wobei denn zugleich eingeräumt sei, daß sie ganz rein für uns überhaupt nicht zu haben ist, weil unsere Wahrnehmung das Wesen der Dinge niemals erschöpft und wir selbst für das geschöpfte Maaß beschränkt bleiben auf die Theilzahlung durch das Gleichniß, da unsere Sprache vermöge ihrer Natur nicht hinaus kann über den symbolischen und bildlichen Ausdruck.

Nur in starker Legirung mit anschaulichen Phantasmen, als Ostersage von der leibhaften Auferstehung des Gekreuzigten und als hochwillkommener Glaube an die fleischliche Erneuerung der Verstorbenen in einer erneuten vollkommenen Welt konnte sich die Wahrheit der Unsterblichkeitslehre so allgemein der Gemüther auch der Masse bemächtigen, daß sie Kraft gewann, das unsterbliche Wesen geschichtlich zu erziehn, welches sich in der Christenheit annähernd verwirklicht hat.

Dort also wenigstens, wo diese Unsterblichkeitslehre in reinerem Auszuge noch schlechterdings unver-

ständlich und unaufnehmbar sein würde, mag sie selbst in der alten Vermischung immerhin auch ferner noch einige Erziehungskraft bewähren wie in den vergangenen Jahrhunderten. Sie den denkschwachen Nachzüglern auch ungereinigt fortzupredigen wird also immer noch besser sein, als es gar nicht zu thun und diese geistigen Kinder, denen Manneskost noch unverdaulich ist, auch der Ammenmilch entbehren zu lassen. Denn ohne Ziel jenseits des eigenen Grabes fällt der Mensch unausbleiblich in Thierheit zurück. Wem es also an Einsicht fehlt, sich durch den unvergänglichen Werth seiner tüchtigen Arbeit trösten und sein Leben heiligen zu lassen durch das Bewußtsein der Pflichten gegen die Nachkommen, dem muß diese Einsicht einigermaßen ersetzt werden durch ihr getrübtes Surrogat, den Glauben an die Ewigkeit, und dies Pflichtbewußtsein durch das nothdürftig stellvertretende Kindergebot, sich in ihr eines wünschenswerthen Looses zu versichern.

So muß ich hier eine Schwierigkeit einräumen. Wie soll der Geistliche von wissenschaftlicher Bildung diese im starren Kirchenglauben selbst Erstarrten

befriedigen ohne zu heucheln und den Denkenden, besser unterrichteten unter seinen Zuhörern seine Predigt zu verleiden?

Aber diese Schwierigkeit ist nur ganz dieselbe mit welcher jeder Schullehrer in jeder Klasse kämpfen muß um sie theilweise doch unüberwunden zu lassen, weil es eben nicht anders geht. Von dreißig oder vierzig Knaben werden seinem Unterricht, wenn es hoch kommt drei oder vier ganz zu folgen im Stande sein, vielleicht die Hälfte bis auf den halben Weg, die meisten nur wenige Schritte über die ersten Elemente hinaus. Darf sich deswegen der Unterrichtsplan beschränken auf das Wenige, was auch die Dümmsten zu fassen vermögen?

Ferner frage ich, ist es Heuchelei, mit Kindern in Kindervorstellungen zu reden? Wo diese schwache Nachzüglerschaft in der Gemeinde noch merklich vertreten ist, da möge der Geistliche immerhin mit einer schonenden Wendung von der alten Glaubensformel und dem Bibeltext übergehn zur Auslegung nach gegenwärtiger Erkenntniß. Wie mein Reverend in der Unitarierkirche wird er ja in den meisten Fällen

mit Ueberzeugung einräumen dürfen, daß es auch jetzt noch unentschleierte Mysterien gebe, die wir unangetastet lassen, wenn wir den begreiflich gewordenen Wahrgehalt des Glaubens darlegen. Verbünden mit diesem Zugeständniß wird jener Nachhut schon sein Ausgehn vom Althergebrachten Genüge thun. Eine gleichnißweise Nutzanwendung sind sie ja in jeder Predigt von jeher zu hören gewohnt, und so wird seine neue Auslegung sie sogar desto weniger stören, je weniger sie dieselbe zu fassen im Stande sind. Ohnehin ist ihnen ja an der Predigt weit weniger gelegen, als an dem für sie wirklich ergibigsten Theil des Gottesdienstes, dem Ceremoniell, dessen Wichtigkeit, wie Sie noch hören sollen, ich keineswegs unterschätze.

Erziehung muß für die Erziehbaren und ausreichend für die Besterziehbaren bemessen sein und sich begnügen, die Unbefähigten so weit mitzugängeln als es eben geht. Die Kirche aber ist mit ihrem immerhin löblichen Bestreben, keinen Theil der Christenheit zurückzulassen, schließlich dahin gerathen, ihre Vorhut und ihr Hauptheer sich, und sich diesen völlig zu entfremden. So sind ihre Diener, die einst wirklich

führend voranschritten, in das hinterste Treffen zurückgefallen, und es ist damit so weit gekommen, daß die Theologie, wenn auch mit Unrecht, kaum noch als Wissenschaft respectirt wird.

Wer aber, frage ich endlich, trägt die Schuld, wenn wirklich noch ein Theil auch der protestantischen Christenheit unlösbar festliegt in den Ketten des cruden Wunderglaubens und, unfähig die verjüngte Lehre des weit erfüllten Christenthums zu begreifen, gar nicht umhin kann, sie mit voller Ueberzeugung als gottlose und antichristliche Ketzerei zu verdammen?

Wer anders, als die Hierarchie, die mit raffinirter Systematik die Jugenderziehung nach den Zwecken ihrer Herrschsucht eingerichtet und es in anderthalbtausendjähriger Arbeit dahin gebracht hat, daß der Spruch: credo quia absurdum est eine pathologische Wahrheit, ein erblich eingeborenes, bei vielen Individuen unausrottbares Hirnaxiom geworden ist, kaum weniger zwingend, als im gesunden Kopfe die Vorstellung von den drei Dimensionen des Raumes.

Noch heutigen Tages sind auch die Aufgeklärten mehr als sie meinen behaftet mit dieser anerzogenen

Krankheit. Sie offenbart sich bei hundert auch nicht religiösen Anlässen als tolle Freude an scheinbaren Ausnahmen vom Naturgesetz, als tiefes Bedürfniß, der Vernunst ein Schnippchen zu schlagen, als unbändige Gier nach Absurdem. Ich brauche dafür nur zu erinnern an die Hellseherei, an den Spiritistenschwindel und namentlich an die förmliche Wuth in welche, während das Tischrücken grassirte, sonst ganz verständige Leute ausbrachen, sobald man das Wunder des Factums erklärend antastete und den eben so unumstößlichen als von ihnen mit hellem Hohn zurückgewiesenen Beweis führte, daß sie selbst den Tisch weiter schoben indem sie ihm nachzulaufen wähnten.

Daß ich den unheilbar Kranken Schonung und Pflege zugestehe hab ich schon gesagt. Den Spitaliten reicht immerhin bis sie ausgestorben sind, ihren Löffelvoll Spitalkost. Wenn ihr aber auch den Gesunden, welche frisches Brot, nahrhaftes Fleisch und guten Wein verlangen, eure ihnen widerlichen und schädlichen Krankensüppchen einpäppeln wollt, so seid ihr aus Trägheit oder Unwissenheit Giftköche, die man

noch zu glimpflich behandelt, wenn man sie nur aus dem Dienst jagt. Schonungslos namentlich ist Denen das Handwerk zu legen, welche den Bestand jener Unheilbaren aus dem jungen Nachwuchs zu erhalten und mehren bemüht sind. Denn die völlige Heilung kann nur auf demselben Wege erfolgen wie die Einimpfung des Uebels: durch die Erziehung der Jugend. Je wahrscheinlicher es leider ist, daß noch mehrere Generationen vergehn werden bis zur Genesung von so tief eingewurzeltem Schaden, desto eifriger ist dafür zu sorgen, daß, wie allmälig in der Schule, endlich auch in der Kirche die Lebenselixire und Panaceen der verständigen Arzenei und kräftigen Nahrung, die Quacksalber nach veralteten Recepten den Aerzten der neuen Gesundheitslehre den Platz räumen.

18.

Der anmuthende Gottesdienst der Unitarier und die sinnige Predigt ihres Geistlichen dünkten mir ein bemerkenswerther Anlauf zur Verjüngung des Christenthums, ein erfreulicher Beweis, daß es sehr wohl

möglich sei, auch eine größere Gemeinde andachtsvoll zu stimmen und sittlich stärkend zu erbauen mit dem Wahrgehalt des Glaubens, den die wissenschaftliche Weltanschauung unangefochten läßt und, indem sie denselben auch schlicht begreiflich macht, sogar kräftiger bestätigt als irgend ein überliefertes Zeugniß.

Ich will aber auch nicht verhehlen, was mich unbefriedigt ließ, was ich vermißte und welche weiteren Schritte nach dem meinen Wünschen und Ahnungen vorschwebenden Ziele ich hätte gethan sehn müssen, um die Leistungen dieser Religionsgesellschaft mehr als nur eben einen Anlauf zu nennen. Daran wird sich am besten knüpfen, was meines Erachtens auf der heut erreichten Stufe der Erfüllung des Christenthums auch die Kirche durch Cultus und Lehre noch leisten kann zu seiner ferneren Erfüllung, welches Andere aber, auch wenn es ihr wirklich gelänge sich für ihre Lehre die neuen Offenbarungen der Wissenschaft ganz anzueignen, durchaus nur ein hinzutretender neuer und außerkirchlicher Cultus beizubringen vermag, wenn die verjüngte Religion genügen soll, die naturwissende und naturbeherrschende Christen-

heit mit verklärtem und erhöhtem Ideal zu erbauen und ihm entgegen zu erziehen.

So freundlich und lauschig die Kirche war und so vortheilhaft sie sich für den Lehrzweck durch ihre vortreffliche Akustik unterschied von den meisten unserer Kirchen und namentlich den großen Domen, in denen eine verständliche Predigt unmöglich ist, — architectonisch erhebend wirkte sie nicht. An den durchweg weißen Wänden beschäftigte kein Gemälde die Anschauung mit einer Vorstellung aus der heiligen Geschichte. Kein Denkmal, keine Familienreliquie verrieth eine Spur von einem der wichtigsten Hauptelemente aller Religion, vom Ahnendienst. Die Musik war die einzige mitangestellte Kunst. Orgelspiel und Gesang hätten bei ihrer meisterlichen Ausführung völlig rein gewirkt, wenn nicht leider im eingehändigten Gesangbuch, wie allen Anwesenden, auch dem Gaste zugleich der Text zugänglich gewesen wäre. Dieser aber streifte mit seiner trockenen altrationalistischen Nüchternheit nur zu oft an's Barocke und geradezu Komische. Einige wenige nicht ganz verunglückte Strophen ausgenommen enthielt der starke Band nur das

mir Ungenießbarste: hausbackene Prosa in gereimten Versen.

Damit ist gesagt, welche Hauptsache ich vermißte. Ich fand dies verjüngte Christenthum der Unitarier, von der Musik abgesehn, kunstlos und — ohne Poesie.

Die Predigt machte davon eine rühmliche Ausnahme insofern sie tiefe Gedanken schwungvoll, klar, in durchweg edler und selbst blühender Sprache vortrug. Aber auch sie irrte noch zuweilen zurück in die verlassene Oede des Rationalismus. Ihre Scheu, mitten hinein zu schreiten in den üppigen Wunderpark des Glaubens, entsprang nur aus unzureichender Vertrautheit mit seiner Schöpferin, der scheinbar nur launisch und abenteuerlich und doch in der That auch nach Gesetzen waltenden Volkspoesie.

Der Prediger war gewandt im Ausdruck, melodiösen Tonfalls und eines Wohllauts mächtig, wie ich ihn der englischen Sprache nicht oft abgewonnen hörte, vertraut sogar mit der Kunst, durch das Wort anschaulich zu wirken, dabei warmherzig, für Dichtung hochempfänglich, kurz, eine echt poetische Natur. Aber

auch er hatte sich noch nicht ganz befreit von jener Augentrübung, welche in der Sage nur das historisch Unrichtige zu sehen gestattet, hingegen blind macht für ihre poetische Wahrheit, ob auch diese Wahrheit an Werth und Heilskraft den kargen Belehrungs- und Erziehungsnutzen historisch richtiger Thatsachen noch so weit überwiege.

Er erschrack förmlich vor dem „unbändigen Berufsegoismus" meines bekannten Paradoxons: daß der Werth der Geschichte darauf beruhe, daß sie zuweilen großen Poeten Anlaß gebe, ihre wirklich geschehenen Lügen in Wahrheit umzudichten." Es mäßigte nur wenig sein Kopfschütteln, als ich hinzufügte, daß ich nicht nur die Homer und Shakespeare für solche Poeten hielte, sondern auch die Herodot, Livius und Tacitus, und überhaupt der Meinung sei, daß zum echten Geschichtschreiber immer nur eine starke poetische Ader befähige.

So blieb ihm denn Jesus durchaus nur der historische Mann, der Sohn des Zimmermanns Joseph und seiner Gemahlin Maria, der Stifter unserer Religion, Heiland und Erlöser nur zu nennen als

Begründer der Lehre die sich als heilsam und erlösend bewährt habe. Nur einmal, und auch nur mit dem Gleichnißausdruck einer Bibelstelle, streifte er an die Auffassung Christi als des Menschheitsideales. Obgleich mit seiner Unsterblichkeitslehre so gut wie ganz übergetreten zur symbolischen Auslegung, wagte er es dennoch nicht, durchweg so zu verfahren. Ueberall den „Menschensohn“ besonders betonend, vermied er es ängstlich und offenbar grundsätzlich, vom Sohne Gottes oder gar von der Gottheit Christi zu sprechen. Sich über die Wunder zu äußern hatten ihm Text und Thema keinen Anlaß gegeben. Auf meine private Frage erwiderte er: Die lassen wir beiseite, vermeiden die Texte, die von ihnen handeln, entweder ganz, oder schneiden die uns anstößige Erzählung heraus.

Er hatte sich also, wenn ich darauf den von Ihnen angezogenen Ausdruck Lessings anwenden darf, noch nicht entschließen können „den ganzen alten Unrath wieder in's Haus zu schleppen“, um ihn, wie Ich hinzufüge, von seinem Schlackentheil zu reinigen und seinen reichen Edelgehalt an Wohlrath zur erbaulichen Verwendung in's geistliche Schatzkästlein einzuthun.

Das aber ist es, was ich auch innerhalb der Kirche sehr wohl und sehr weit für möglich und geboten halte.

Ich brauche nicht erst zu sagen, daß auch der Prediger nach meinem Sinn festhalten soll am geschichtlichen Rabbi Jeschua. So dürftig auch die Ueberlieferung gerade inbetreff alles dessen ist, was wir gern von ihm wüßten, einige Züge sind doch unverdeckt geblieben vom schreienden Flitterputz, mit dem man ihn zum Gott nach der Zeitmode ausstaffirte. Nicht ganz unmöglich also ist es, den echten liebenswerthen Mann von bezaubernder Persönlichkeit in Uebereinstimmung mit den Vermuthungen zu denen die genialsten seiner Sprüche berechtigen, uns auch vorstellig zu machen. Eigens hiefür soll man versuchen alle Spuren zu sammeln und mit unbefangener Divination zu verbinden zu glaubhaftem Lebensbilde, wie das schon E. Renan mit bemerkenswerthem Erfolge gethan hat, wenn auch in seinem Werke die novellistische Erfindungsgabe zuweilen etwas allzufrei vom Zügel der wissenschaftlichen Kritik einherspringt.

So läßt sich an dem Beispiel Jesu sehr erbaulich,

sehr christlich und der Kirche sehr angemessen, wenn auch nicht im Sinn der starren Tradition, einleuchtend machen, daß die tröstlichste, verehrungswertheste und heilkräftigste von allen uns zugänglichen Erscheinungen des Weltalls der eigenartige große Einzelmensch ist welcher nach seinen Ueberzeugungen lebt, lehrt und handelt und um ihret= oder Gotteswillen, was für ihn dasselbe ist, auf Ehren und Wohlsein verzichtend, Verfolgung und Schande erduldet und selbst vor martervollem Tode zwar erbebt, wie alle Kreatur, aber dennoch nicht zurückweicht. So führe man die Gemeinde aus der nebelumhüllten Tiefe allgemach empor auf die wolkenfreie Höhe der Erkenntniß, daß es zwar ein Irrthum war, Gott mit Persönlichkeit zu behaften und es jetzt Anmaßung wäre diese seiner unwürdige Vorstellung ferner festzuhalten, daß aber dieser Irrthum nicht nur als vormals unvermeidliche Verwechselung entschuldigt, sondern anerkannt werden muß als der zwar unzureichende nur vorläufige aber auch so schon seinerzeit heilskräftige Ausdruck der obersten religiösen Wahrheit: daß dem Menschen die vollendetste Offenbarung Gottes zutheil wird durch P e r s o n a t i o n.

So vollzieht sich leicht der Uebergang zur Erfüllung meiner zweiten Forderung: neben dem Menschen Jesus auch Christum den Gott und Wunderthäter zu predigen. Vorzüglich der Wahn, daß es unmöglich sei, beides vereinigt zu thun, verschuldet die gegenwärtige Schwäche der Kirche. Freilich bleibt es unmöglich, wenn man verfährt wie bisher. Auf der einen Seite will man eben nur lehren und meint alles unhistorische der heiligen Geschichte als deshalb auch unwahr, den ganzen Wunderglauben wegen seiner Unvereinbarkeit mit den Naturgesetzen als einfach sinnlos verwerfen zu müssen. Davon aber wendet sich das Volk mit richtiger Empfindung unwillig ab. Denn es wird ihm damit die selbst unverständige Impietät zugemuthet, unsere Vorfahren, die sich daran Jahrhunderte hindurch erbaut, damit erzogen, damit den großen Besitz erarbeitet haben, dessen wir uns als Erben erfreuen, für schwachsinnige Thoren zu erklären. Auf der andern Seite aber leert man die Kirche mehr und mehr von allen Gebildeten, da diese mit nicht minder berechtigtem Unmuth die Verhöhnung der Vernunft und Wissenschaft der heutigen Christenheit, welche ihnen von den

Zeloten des cruden Buchstabenglaubens angesonnen wird, als frevelhaft zurückweisen.

Die Versöhnung ist nur möglich kraft der Einsicht, daß die poetische Wahrheit der heiligen Sage und ihres Glaubens unvergleichlich werthvoller ist als die gemeine historische Richtigkeit und von dieser durchaus nicht bedingt wird.

Ich gebe zu, daß es nicht ganz leicht ist, dies gemeinverständlich zu machen. Aber weit mindere Anstrengung wird es kosten, als der Kirche die Züchtung des Menschenhirns mit schon angeborenem Glauben an die gemeine Richtigkeit des Sageninhalts gekostet hat. Dem arischen Heidenthum war jene Einsicht einst wohl vertraut. Ihre Verschulung, obwohl während mehr denn fünfzig Generationen fortgesetzt, ist dennoch niemals ganz gelungen. So ist es wohl beim gegenwärtigen Stande des Unterrichts und der Fassungskraft, erlaubt zu hoffen, daß ihre Herstellung in zwei oder höchstens drei Menschenaltern gelingen werde.

Fanget nur an, und ihr werdet's erleben, wie rasch eure Zuhörerschaft an Zahl und Verständniß zunimmt. Ihr seid ja dafür nicht einzig auf die Kirche

beschränkt. Wenn die Helmholtz, Kirchhoff, Häckel, Preyer, G. Jäger, Max-Müller und viele andere die subtile Lehre von den Tonempfindungen, die erstaunlichen aber wahrlich nicht so leicht faßlichen Entdeckungen der Spectralanalyse, die schwierigen Probleme der Descendenzlehre und Biologie, der Entstehung und Entwicklung der Sprachen u. s. w. für Zuhörerschaften von Männern und Frauen mäßiger Bildung wohlverständlich und anziehend darzustellen wissen: warum sollte die gleiche Leistung nicht möglich sein für die echt wissenschaftliche Theologie?

Aber auch von der Kanzel herab kann es geschehn, wenn auch einstweilen nicht ohne Vorsicht und die oben bereits angedeutete Schonung der Nachzügler. Dazu müßt ihr vor allem das unerschütterliche Vertrauen seitens der ganzen Gemeinde erwerben, daß euch jede Phase des Glaubens, auch wenn sie sich jetzt herausstellt als behaftet mit seltsamen Irrungen, ehrwürdig ist als redlich gemeintes Ringen der Vorfahren nach Wahrheit. Dann werdet ihr nicht nur nicht stören, sondern sogar überraschende Freude bereiten, wenn ihr, um zu zeigen daß dies Ringen auch nie-

mals ganz vergeblich gewesen ist, die heilsame Wahrheit herausschält, deren Keim das Dogma, die Sage, die Wundergeschichte als krause Schaale einschließt. Eine hochwillkommene Erlösung aus dem qualvollen Widerspruch zwischen der ererbten Pietät und der erlangten Bildung werdet ihr vollbringen, wenn es euch bei solchem Verfahren gelingt, die Gemeinde zu gewinnen für die Unterscheidung des geschichtlichen Menschen Jesus von Nazareth von dem Gott Christus, dessen allmälige Entstehung im Glauben seiner Anhänger seine Lehre, seine Persönlichkeit und sein Geschick veranlaßten. Nicht angetastet, sondern verklärt, nicht gefährdet, sondern gefestigt sehn wird die Gemeinde ihren ererbten Glauben an diesen Gott, sobald ihr sie befreit habt von der so verderblichen als unsinnigen Vorstellung, daß es für seine Wahrheit nur einen einzigen Beweis gebe: das einmalige handgreifliche und buchstäbliche Geschehensein seines Inhalts.

Nicht ein Augenblick der Menschengeschichte, sondern ihr ganzer Verlauf und ihr bisheriges Ergebniß erweist den Glauben an die Menschwerdung

Gottes als eine in der Anlage des Menschen begründete, längst vor dem Christenthum geahnte, mit derselben Gesetzmäßigkeit wie die Sprache allmälig entwickelte Ueberzeugung, seinen Gehalt mithin als eine in menschlichem Sinne ewige Wahrheit. Eine solche aber bedarf zu ihrer Offenbarung und Erfüllung ungezählter Jahrtausende; auch ist es richtig, daß sie den jungen Menschengeist nicht anders siegreich ergreifen konnte, als eingeschleiert in die Sage von ihrer Erfüllung in einmaliger Begebenheit. Wenn aber ihre wirkliche Erfüllung so weit gediehen ist, wie die der Göttlichkeit Christi in der gegenwärtigen Christenheit, dann darf und soll zwar auch jene heilige Sage unserer Verehrung werth bleiben, aber nicht rückwärts umgeläftert werden in ein armseliges Factum von angeblicher Beweiskraft für eine Wahrheit, die viel zu groß und erhaben ist, um nach ihrer Bewährung durch die Früchte überhaupt eines Beweises zu bedürfen.

So meine ich denn allerdings, daß auch auf der Kanzel die Lehre vom verehrungswürdigen Menschen Jesus erbaulich verbunden werden solle und könne

mit der Predigt von Christus, dem allwissenden und allmächtigen Gottmenschen, in dessen Nachfolge die Christenheit ihre gegenwärtige Annäherung an die Verwirklichung ihres Glaubensideales erreicht habe. So bleibe ich durchdrungen von der Ueberzeugung, daß es heilsam und in nicht überlanger Frist erreichbar sein würde, auch die Gemeinden ganz zu gewinnen für die Auffassung des Christenthumes im Sinne meines Spruches:

Nicht was er war in kurzer Gegenwart, —
Das Wunderwesen, das er langsam ward
Im Völkerglauben, setzt die Osterfeier
Auf Gottes Thron als stärksten Weltbefreier.

19.

Wann der Senn das Reisig zum Johannisfeuer sammelt und mühsam auf denselben Vorsprung der weit sichtbaren Bergkuppe schleppt auf dem es sein Vater und sein Großvater zu entzünden pflegten, dann hat er in dieser nutzlosen Arbeit wenn auch nicht das helle Bewußtsein, so doch die dunkle Empfindung eines idealen Dienstes, der ihn wohlthuend hinaushebt aus

der Alltagsgewohnheit des Frohnens um Lohn und Lebzucht. Wenn dann die Flamme recht hoch und glänzend emporlodert, dann überkommt ihn mit der Augenlust an seinem Feuerwerk und am Aufglimmen der irdischen Feststerne auf benachbarten und entfernten Bergen rings umher ein Würdegefühl, ein Anflug von Priesterweihe zu gemeinsamem, altgeheiligtem Opfer. Auch wenn in ihm selbst der letzte Rest von Erinnerung längst erloschen ist an die sinnige Sage vom Sterben des Gottes Lenz am Abend des Tages der Sommersonnenwende und er nicht mehr ahnt, daß er Balders Begängniß feiert mit seinem Reisigscheiterhaufen, — ein Strahl von Heiligung dämmert ihm dennoch in's Gemüth als Freude an der Erfüllung einer Erbpflicht. Wenn auch mit noch so geringem Bewußtsein, er handelt in Vollziehung des alten Brauches nicht als selbstisches Individuum sondern als das unsterbliche Wesen seines Stammes.

So sind alte Bräuche nicht allein kraft ihrer Bedeutung heilsam und erhaltenswerth. Selbst wenn die erste Veranlassung einer wiederkehrenden Feier in Vergessenheit gerathen, ihr ursprünglicher Sinn

unverständlich geworden ist und sie nur noch begangen wird, weil es seit Urväterzeiten so gehalten wurde, wirkt sie noch ersprießlich als Anerkennung und Ausübung einer Pflicht, welche der Mensch niemals straflos vernachlässigt: der Pflicht des Ahnendienstes.

Deshalb ist es ernstlich zu bedauern, daß uns ein flacher Rationalismus so überaus arm gemacht hat an Ceremoniell. Sogar für die Reste desselben haben wir bei der uns allmälig anerzogenen puritanischen Nüchternheit fast nur noch seichten Spott und dünkelhaftes Nasenrümpfen, so handgreiflich auch sein Macht- und Zuchtsegen uns dort vor Augen liegt, wo ihm noch ein geregelter und bedachtsamer Cultus gewidmet wird: in den Familien unserer Fürsten und an ihren Höfen, und, — wenn auch leider sehr im Schwinden begriffen — bei unseren Bauern, für die ich nur erinnern will an die köstlichen, aus dem Leben gegriffenen Schilderungen Immermanns im Idyll vom Hofschulzen in seinem Münchhausen.

Freilich aber ist alter Brauch auf die Länge nicht vor Ausartung, vor Ueberdruß an ihm als an einer taubgewordenen Schlacke und so vor endlichem

Absterben zu sichern, wenn seine ursprüngliche Bedeutung entweder ganz in Vergessenheit gerathen ist, oder zwar noch gewußt, aber als unpassend für die Gegenwart empfunden wird. Zuletzt ist beides unausbleiblich, das Herkommen also nur erhaltbar durch Läuterung seiner Bedeutung zu einer den Vorstellungen des lebenden Geschlechtes mehr angemessenen, vielleicht sogar neuen. Stets aber wird dann diese geistige Wandlung auch eine leibliche, eine Aenderung der Feier bedingen. Es gilt also von solchen Feiern genau das nämliche, wie von den Worten der Sprache, die entweder völlig obsolet werden und dann nur noch dem Forscher als Sprachfossilien bekannt sind, oder sich dadurch erhalten, daß sie mittelst mehr oder minder großer auch lautlicher Wandelung erweiterte oder auch verengte und schärfer bestimmte ja sogar ganz neue Begriffe auszudrücken geeignet werden.

In diesem Sinne, werther Freund, will ich hier noch Einiges antworten auf Ihre Frage:

„Was denn von den heiligen Gebräuchen des Christenthums für mich und meinesgleichen noch annehmbar bleibe und durch welche Aenderungen

ich sie verträglich machen wolle mit meiner Ueberzeugung?"

Sie knüpfen an dieselbe noch die weitere: „was ich denn eigentlich meine mit der mysteriösen Behauptung: daß zu unserm kirchlichen Cultus ein außerkirchlicher hinzutreten müsse und das zu thun bereits begonnen habe?

Für diese beschränkt sich das Folgende auf ein paar Andeutungen. Nach dem was davon bereits meine „Andachten" errathen lassen, wenn auch nur aus poetischen Anschauungen, überrascht es mich, daß Sie meine Behauptung mysteriös finden. So hatte ich denn bereits die Feder angesetzt, um auch davon zu handeln. Aber ich erkannte sogleich, daß dies Thema viel zu reich ist um in dem genau bemessenen Rahmen dieser Schrift seine Erledigung zu finden. Es bleibt daher besser gesonderter Ausführung vorbehalten. Ich hoffe, daß Ihre und andere öffentliche Erwiderungen auf den Inhalt dieser Blätter mir zu solcher Arbeit mit neuer Anregung die Kraft und Lust steigern werden.

20.

Von den sacramentalen Handlungen der Kirche dünken mir weder die Taufe noch die Weihe der Ehe ernstlich gefährdet.

Es ist wahr, in unseren größesten Städten gibt es schon Väter, die es vorgezogen haben, ihre Kinder ungetauft zu lassen und mit deren Eintragung in die Civilstandsregister ihren Pflichten genügt zu haben glauben. Ihre Zahl ist aber verschwindend klein und der Gunst der öffentlichen Meinung erfreuen sie sich selbst dort durchaus nicht, wo der kirchliche Sinn so geschwunden ist, daß nach ziemlich verläſsigen Ermittelungen wenig mehr als zwei Procent der Bevölkerung am Gottesdienst theilnehmen. Sie gelten für Sonderlinge, deren Eitelkeit es kitzele, sich rühmen zu hören als auf der obersten Stufe der Aufklärung angelangt. In den mir näher bekannten Fällen habe ich das oft, aber keineswegs immer, bestätigt gefunden. Auch sehr begreifliche Verbitterung gegen den unduldsamen, aber unvermeidlichen Pfarrer war zuweilen bei Ursache gewesen. Einmal hatte der Vater

schlechterdings keinen Geistlichen auftreiben können, der sich seinem Verlangen gefügt, die Frage „entsagest du dem Teufel?“ aus der Taufformel wegzulassen.

Endlich aber kenne ich auch Taufeweigerer von tiefer angelegtem Gemüth, die von der Unterlassung nicht das mindeste Aufheben gemacht, aber geglaubt hatten, zu derselben ernstlich verpflichtet zu sein durch ihre Ueberzeugung, zu den straußischen Wir zu gehören, keine Christen mehr zu sein und deshalb an sich und den Ihrigen auch keine für sie unwahr gewordene Ceremonie dulden zu dürfen. Einen dieser Männer habe ich nicht unzugänglich gefunden für meine Widerlegung jenes straußischen Grundirrthums. Bei seiner an Schwärmerei grenzenden Verehrung für alles Altgermanische gab den Ausschlag mein Nachweis, daß die Namengebung und Weihe der Neugebornen durch eine Wassertaufe seitens des Vaters schon bei unsern altheidnischen Vorfahren Sitte gewesen. Darauf hin war er anfangs gewillt die Taufe seines Sohnes ebenso mit Vaterhand zu vollziehn. Dann aber bedurfte es nur noch eines bittenden Worts und eines Blickes

der schönen jungen Mutter. Lächelnd rief er: Na, so mag es meinethalben auch der Pastor thun. Uebrigens war es auch meinen ziemlich starken Armen kein leicht Stück Arbeit, seinen prächtigen Bengel über die Taufe zu halten; denn das übliche „Ja" der Pathen hätte der schon ganz gut auch selbst sagen können.

Ob auch mehr oder minder von der Kirche selbst verschuldet, sind solche Auflehnungen gegen eine Feier, die tief in der Menschennatur und ihrem Besten, dem Familiengefühl, begründet ist, doch überwiegend nur modische Nicken und man soll uns nicht bange machen wollen vor ihrem Umsichgreifen. Sorgt nur für einen Gottesbegriff welcher der Vernunft keinen Zwang anthut, für ein Verständniß des Christenthums mit welchem Niemand mehr sich schämt, sondern sich eine Ehre daraus macht, auch noch Christ zu sein, demgemäß auch für eine Formel der Taufe und einen Inhalt der Taufreden, die der Ceremonie jene geläuterte tiefe Bedeutung zuerkennen, für welche die Predigt meines Unitarier-Geistlichen einen so kurzen als glücklichen Ausdruck gefunden hatte: dann wird äußerst

selten ein Vater geneigt sein im Urtheil Aller dazustehen als frivoler Narr.

21.

Auch für die Trauung ist mir auf die Länge durchaus nicht bange. Der geraume Zeit vom Staat nur allzueifrig unterstützte heftige Widerstand der Kirche gegen die Freigebung der bürgerlichen Eheschließung; das Schelten der Geistlichkeit auf das endlich ergangene Gesetz; ihre Ungefügigkeit gegen Forderungen der Bildung und Humanität, z. B. bei der Einsegnung von Mischehen; ihr oft empörend-zelotisches Benehmen inbetreff des Schleier- und Kranzrechts der Braut, das sich in einigen Fällen verstiegen hat bis zu gerichtlich verfolgten und bestraften Mißhandlungen von abscheulicher Rohheit, haben allerdings in den ersten Jahren der Geltung des neuen Gesetzes eine beträchtliche Kirchenflucht der Paare verschuldet. Mit den Ursachen, aber freilich nur mit diesen, wird sicherlich auch die bedauerliche Wirkung schwinden. Denn in den Ländern, wo die Civilehe seit Generationen eingeführt ist, unterbleibt doch, von Fällen confessioneller

Conflicte abgesehen, die Trauung äußerst selten. Die Frauen werden schon sorgen für die sacramentale Weihe ihres Looses.

Das aber ist einzuräumen, daß die Formeln zur Weihe der Ehe, welche die ursprüngliche Lehre des Christenthums und ihre Urkunden hergeben, geringhaltiger und für Uns beiweitem unzureichender sind als die Formel zur Weihe der Taufe. Aus dem Spruch Jesu, der für die letztere mit Recht stehend geworden ist, leuchtet gemüthbeseeligend der echteste Gottesstrahl inniger Kinderliebe. Sein Schluß „denn ihnen gehört das Reich Gottes" erlaubt und fordert, als Gebot aufgefaßt, eine für uns nicht begrenzte Vertiefung, kraft deren er keine Ueberholung durch irgend einen sittlichen Fortschritt unseres Geschlechtes zu fürchten braucht und bestimmt scheint, die denkbar beste Heiligung der Aufnahme in das Bürgerthum dieses Reiches zu bleiben bis an's Ende der Menschheitstage.

Für die Ehe dagegen lassen es die verwendbaren Sprüche des Neuen Testaments zwar nicht fehlen an eindringlichen Mahnungen zur Erfüllung der ernsten Pflichten die sie auferlegt; aber sehr zu kurz kommt

in ihnen das Gemüthsbedürfniß des jungen Paares, das auch freudige Erhebung verlangt und einen Ausdruck für das beglückende Gefühl, das ersehnte Ziel der Liebe erreicht zu haben. Sogar eine Unterschätzung der Würde der Ehe, die an beleidigende Schmähung streift, darf man ihnen vorwerfen.

Was war auch anderes zu erwarten von einer Lehre, die sich von dem Glauben, daß die Wiederkehr Christi, verbunden mit dem Untergange dieser Welt und ihrer Erneuerung, in Kurzem bevorstehe, immer noch beeinflussen ließ, auch als die Versicherung Jesu, schon das zeitgenössische Geschlecht werde sie erleben (Math. 24, 34), sich auch in der zweiten und dritten Generation nicht erfüllt hatte?

Jesus predigt zwar sehr eindringlich gegen den damals bei den Juden eingerissenen Unfug leichter Ehetrennung durch einen einfachen Scheidebrief seitens des Mannes. Als aber seine Jünger darauf meinen „wenn die Sache eines Mannes mit seinem Weibe also stehe, dann sei es nicht gut, ehelich zu werden“, gibt er ihnen halb und halb Recht mit einem Gleichniß, dessen Wiederholung für uns unschicklich geworden

ist und von dem die Sage geht, daß es den Origenes zu schauderhafter Grausamkeit gegen sich selbst verleitet habe (Math. 19, 3—12).

Dadurch begreiflich und entschuldbar wird auch die Ehelehre des Paulus (1 Corinth. Cap. 7). Für uns aber ist sie deshalb um nichts minder ungenügend und sogar verwerflich. Sie geht aus von der Vorstellung geringeren Werthes der Frau. Der Mann ist ihm nicht um des Weibes willen, sondern das Weib um des Mannes willen geschaffen. Der Mann ist das Ebenbild und die Ehre Gottes, das Weib nur die Ehre des Mannes (1 Cor. 11, 7—9), weil Adam zuerst, Eva nach und aus ihm gebildet worden; weil nicht Adam, sondern Eva verführt wurde und in Uebertretung verfiel; obwohl er versöhnend hinzufügt, daß dennoch auch das Weib des Heiles theilhaftig werden könne durch Kindergebären, wenn sie bei rechtschaffener Gesinnung im Glauben, in der Liebe und in der Hoffnung bleibe (1 Timoth. 2, 13—15). Inbetracht der Kürze der Zeit bis zum Weltuntergange, meint er, sei es das Bessere, ehelos zu bleiben wie er selbst. Wenn aber Ledige und Verwittwete dazu nicht stark

genug wären, dann sei es für diese allerdings besser, zu heirathen, als — der Brunst zu verfallen. Zwar ermahmt er den Mann, dem Weibe die schuldige — Freundschaft zu leisten, das Weib, dem Manne das Gleiche zu thun. Wie das aber gemeint ist, sagt alsbald ein folgender Satz: πάλιν ... συνέρχεσθε — ἵνα μὴ πειράζῃ ὑμᾶς ὁ Σατανᾶς διὰ τὴν ἀκρασίαν ὑμῶν. Heirathen ist gut, Nichtheirathen besser. Sich des Weibes gänzlich zu enthalten dünkt ihm das Löblichste; die Einräumung des Gegentheils sei Zugeständniß an die menschliche Schwäche, nicht Geheiß (λέγω κατὰ συγγνώμην, οὐ κατ' ἐπιταγήν). Kurz, ein mit Bedauerlichkeit behafteter Nothbehelf ist ihm die Ehe. Niemand, sollte man meinen, werde mehr zu leugnen wagen, daß es eine empörende Rohheit wäre, wenn heut ein Geistlicher zum Text einer Traurede den paulinischen Spruch wählen wollte: Zur Vermeidung der ..... (διὰ δὲ τὰς πορνείας) habe jeder Mann sein eigenes Weib und jedes Weib seinen eigenen Mann."

Besser verwendbar ist eine andere, wie es scheint später geschriebene Stelle, in welcher er etwas mildere Saiten aufzieht (Eph. 6, 28 und 31); außerdem

etwa noch ein Vers im ersten Briefe des Petrus (3, 7) in dem auch der Frau einige Ehre und Theilhaftigkeit an der Gnade des Lebens zugestanden wird.

Das aber ist denn auch Alles, was im N. T. von der Pflicht der Gattenliebe gesagt wird, zum Theil in Anlehnung an das A. T., dem auch der Spruch zu ihrer Erklärung durch Schaffung der Eva aus einer Rippe Adams und zu ihrer Weihe entnommen ist: Um dessen willen wird ein Mann verlassen Vater und Mutter und seinem Weibe anhangen und werden die zwei Ein Fleisch sein." Außerdem sucht man im N. T., so oft und eindringlich es auch von der Nächstenliebe und selbst Feindesliebe handelt, vergebens nach einer Erwähnung der geschlechtlichen Liebe, geschweige denn nach einem Wort des Lobes für den erotischen Herzenszug, der doch wahrlich als Begründer der Familie der Verklärung und Heiligung durch die Religion zuoberst werth ist.

Welch ein Rückschritt gegen das Alte Testament, das bei aller Zuchtstrenge die gesunde Freude am Leben durchaus nicht verkümmern will und auch der

geschlechtlichen Liebe erquickliche, ja hinreißend schöne Loblieder anzustimmen weiß!

Nicht mit hartem Geschelt auf die Sünde und nur als mindest schlimme Ableitung eines an sich unreinen unausrottbaren Triebes wird da die eheliche Treue geboten, sondern durch Verheißung natürlichen Segens und „innigster Lust an der Jugendgemahlin, der lieblichen Hinde, der holden Gemse mit reizendem Busen“ als beglückend dargestellt (Sprichw. 5, 15 u. f.) Wie anschaulich und köstlich ist das Lob der tugendsamen Frau in dem alphabetischen Gedicht (ebd. 31, 10—31) von dem ich meine auszügliche Nachbildung hersetze:

Ward Einem ein tüchtiges Weib bescheert,
So halt' er es höher als Perlen werth.
Ihr kann er vertrauend Alles erzählen
Und an Erwerb wird's nimmer fehlen.
Sie wird ihm all ihre Lebenstage
Nur Freude bereiten und keine Plage.
Mit Flachs und Wolle füllt sie die Truhen,
Läßt nie die schaffenden Hände ruhen.
Wie ein Kaufmannsschiff vom fernsten Port,
So sammelt sie Lebzucht von jedem Ort.

Bevor es noch graut versorgt sie das Haus
Und theilt den Mägden ihr Tagwerk aus.
Im Weinberg grünt der Fleiß ihrer Hand,
Er gewinnt hinzu des Nachbarn Land.
Ihre Lampe noch spät in der Nacht bekundet
Wie süß ihr das Erwerben mundet.
Die Spindel fliegt in ihrer Hand,
Bunte Decken webt sie und Purpurgewand.
Ihr Mann, berühmt durch Wort und That,
Sitzt mit des Landes Besten zu Rath.
Ihre Würde ist ihr schönstes Kleid,
So lacht sie entgegen der kommenden Zeit.
Sie redet verständig, sie macht kein Geschwätz,
Die Liebe ist ihrer Zunge Gesetz.
Der Söhne Gedeihen ist ihr Preis;
So lobt sie der Mann in der Kinder Kreis:
„So gut mir die tüchtigen Töchter gefallen,
„Du bist und bleibst doch die Beste von allen.
„Dich ehret deiner Hände Frucht,
„Dich ehrt das Volk um der Söhne Zucht.
„Die Anmuth trügt, die Schönheit verblüht,
„Ich preise das Weib von frommem Gemüth.“

Enthält dies altbiblische Liedchen nicht eine Fülle echtmenschlicher Heilslehre und trägt diese nicht noch heute reiche Frucht in dem in der Regel so musterhaft innigen Familienleben der Juden?

Selbst die Himmeleien Dantes und Petrarcas von Beatrice und Laura und vollends die sittlich oft mehr als zweifelhaften Schwärmereien unserer Minnesänger verblassen gegen die Verherrlichung der Liebe in der alttestamentlichen Dichtung, die mit Recht „das Lied der Lieder“ (Schir haschirim) überschrieben ist. Mit welchem besten und schönsten Stück der Liebespoesie aller Zeiten dürften nicht um den ersten Preis für zarte Innigkeit und hohen Schwung die folgenden Strophen in Wettbewerbung treten, welche der hebräische Dichter seiner Sulamith in den Mund legt, nachdem sie mit tapferem Herzen allen Anfechtungen des mächtigsten Königs siegreich widerstanden hat und eben zu ihrem Verlobten zurückgekehrt ist.

Unter diesem Apfelbaum
Erwarb ich dein Herz;
Hier verlobte dich mir
Deine Mutter.
Wie diesen Siegelring
An deine Hand,
So lege nun mich
An dein Herz.
Stark wie der Tod
Ist die Liebe

Und fest wie die Hölle
Hält die heiße Minne.
Ihre Gluthen
Hinweg zu fluthen
Vermögen keine Ströme
Und sie löschen können
Keine weiten Gewässer.
Böte Jemand für die Liebe
Allen Reichthum,
Es würde werth nur des Spottes
Denn der Liebe Gluthen
Sind Flammen Gottes.

Das überaus glückliche Wort voll sonnenhafter Offenbarung, das ich in der Nachbildung aus der Mitte an den Schluß versetzt habe, verdiente wahrlich als ein dem Taufspruch Jesu ebenbürtiges ebenso stereotyp als das bestmögliche für alle Zeit, in die Formel zur Einsegnung der Ehe aufgenommen zu werden. So würden wir den traurigen Mangel des jüngeren Theiles unserer Religionsurkunde an würdigem Weiheschmuck für die Hochzeit durch ein strahlendes Juwel aus der älteren Schatztruhe ersetzen, so mit unanfechtbarer Pietät der längst unabweislich gewordenen Pflicht genügen, unser Christenthum zu reinigen von der

schwersten und verderblichsten Verirrung der ursprünglichen Christenlehre.

Diese Verirrung aber verschuldete doch nicht allein die Erwartung baldigen Weltunterganges, welche den Trieb zur Erhaltung unseres Geschlechts entwerthen mußte mit der Vorstellung, daß es mit diesem bald zu Ende gehe. Auch ward sie zur Verirrung nur als Uebermaß einer so gebotenen als heilsamen Reaction gegen eine andere noch schlimmere. Die „Flamme Gottes“ ward den Aposteln zur Satansbrunst, weil sie dieselbe in der gräulichen Unzucht und widernatürlichen Wollust der griechischen und römischen Heiden wirklich ausgeartet sahen zu markverzehrender Höllengluth. So entstand das verhängnißvolle Dogma welches der Christenheit eine langwierige und noch immer nicht ganz geheilte Wurzelkrankheit eingeimpft hat: das Dogma von der Sündhaftigkeit des Zeugungsactes und sein unausbleiblicher Gegenschein: die Lehre vom sündlosen nicht natürlichen Erzeugtsein Christi, die man zwar erst in unsern Tagen ausdrücklich zum Dogma von der „unbefleckten Empfängniß“ erhoben hat, aber nicht ohne sich dafür auf die Schrift berufen

zu können (z. B. Hebräer 7, 16 ὃς οὐ κατὰ νόμον ἐντολῆς σαρκικῆς γέγονεν).

Zwar muß von meinem Standpunkt selbst dieser Lehre ein Wahrgehalt zugestanden werden, sofern Christum den Gott, wie ich es in einem früheren Brief ausgeführt, in der That nur der heilige Geist, d. h. der dem Heiligen zugewendete Geist der Gläubigen, gezeugt und, als Glaubensideal, rein gezeugt hat. Aber die Verunmenschung desselben Jesus, der in einem der unzweifelhaftesten und schönsten seiner Sprüche doch wahrlich sich mit einschließt in das Bekenntniß einer allgemein menschlichen Schwäche, und die folgerichtige Verunheiligung unseres Ursprungs haben in der Askese und ihren furchtbaren Ausartungen im Mönchs- und Nonnenthum die schlimmen Früchte getragen, auf die das Christenthum keine Ursache hat stolz zu sein.

Ohne Frage bleibt es Aufgabe der Religion, den wichtigsten aber auch gefährlichsten Trieb zügeln und bannen zu helfen in die Schranken unserer Gesittung. Das geschieht aber nicht durch seine Verlästerung, sondern durch seine Heiligung innerhalb dieser

Schranken, durch Verklärung der ersprießlichen Schaam die uns ihm gegenüber anerzogen ist zur echten Keuschheit der Ehrfurcht vor dem Erhalter des Geschlechts. Es geschieht nicht durch zaghafte Schonung oder gar fernere Pflege der Vorstellungen, welche die Lust seiner Befriedigung auch im geweihten Dienste der Zucht mit einem Makel, mit einem Schattenrest von Sündhaftigkeit für das Gewissen behaften, sondern durch offenen und entschiedenen Bruch mit dem Wahn, dessen lange Herrschaft die Lebensfreudigkeit bedenklich angewelkt hat: dem Wahn, daß es dem Menschen eigentlich zur Unehre gereiche, nicht anders zu entstehen als Pflanzen und Thiere.

Wer glaubt nicht gern, ohne erst nach den Beweisen zu fragen, der Behauptung eines namhaften Physiologen: daß der Lüstling, welcher die Befriedigung seiner Begierde kauft oder stiehlt, auch nicht die entfernteste Ahnung habe von der Höhe der Freude und selbst der Sinnenlust, die einem in Keuschheit herangereiften blühenden Paare die endliche Vereinigung gewähre? Dieser einfache Satz trägt die Bürgschaft für seine Wahrheit in sich selbst und ist offenbar

um das tausendfältige förderlicher für die Sittlichkeit als alle ascetischen Moralpredigten. Auch unterliegt es ja keinem Zweifel, daß dem Grade der Wonne der Grad der Vollkommenheit ihrer Frucht entspricht und große Menschen nur große Liebe ins Dasein setzt. In ihrer echten Gestalt ist sie ein Verschmelzen in der Flamme Gottes und ein Weiterzünden dieser Flamme im Dienst der Unsterblichkeit.

22.

Minder zuversichtlich bin ich inbetreff der Abendmahlsfeier. Die Geistlichkeit hält in zunehmender Verhärtung desto eigensinniger fest an ihrer uns widerstrebenden Form und Bedeutung, je mehr das Häuflein von Nachzüglern zusammenschmilzt, dem sie auch so noch genehm ist. Vielleicht ist eben diese Verstocktheit berufen, der Verjüngung des Christenthums einen Dienst zu leisten. Indem sie einem alten Zweige des Cultus die Kanäle zum Einsaugen frischen Saftes unterbindet und, im Wahn, ihn dadurch edelecht zu erhalten, sein Abwelken beschleunigt,

hilft sie möglicherweise einem jetzt noch verborgenen Knospenauge über seiner Abfallnarbe zu reicher blühendem und besser tragendem Fruchtreise hervorsprießen.

Nur mit dem Bescheiden also, daß meine in den „Andachten" ausgesprochene Hoffnung doch vielleicht auf irriger Voraussetzung beruht, will ich andeuten, wie und in welchem Sinn eine Feier des Abendmahls auch für die Vorhut der Christenheit annehmbar einzurichten wäre. Aber ich werde nicht direct meine Meinung vortragen, sondern wieder nur erzählen, wie eine solche Feier begangen wurde, die mir keinen Anstoß gab und mich erbaute. Doch nur sie zu schildern hab ich Erlaubniß; nicht, zu sagen, wo, wann und für welche Genossenschaft sie stattfand.

In einem mäßig großen, für festliche Beleuchtung eingerichteten, anfangs aber nur von zwei hohen und armdicken Wachskerzen schwach durchdämmerten Saale hatten etliche zwanzig Personen, erwachsene Männer und Frauen, nur an der Wandseite einer langen und schmalen gedeckten Tafel Platz genommen. An

der gegenüberliegenden Saalwand und in ihrer Mitte hing ein großes Oelgemälde, aber noch so verschattet, daß man keine Gestalt darauf unterscheiden konnte. Unter diesem Bilde stand, schwarz behangen, eine schlichte Rednerbühne; vor dieser ein Tisch, dessen ebenfalls schwarze Decke mit Guirlanden von Passionsblumen gestickt war. Auf ihm erhob sich ein Kreuz mit dem halb lebensgroßen, in zusammengestücktem Elfenbein trefflich gemeißelten Heiland. Rechts und links standen in massiven Silberleuchtern die beiden, eben nur ihn deutlich beleuchtenden, den übrigen Raum in Halbdunkel lassenden Wachskerzen; vor dem Crucifix Kelch, Weinkanne und Brotschüssel.

Während am verhangenen und fast völlig dunkeln Fensterende des Saales ein ausgezeichneter Musiker den Choral „O Haupt voll Blut und Wunden“ nach der Composition Graun's auf einem Harmonium spielte, war der Sprecher in schlichtem Ueberwurfe von schwarzem Sammet auf die Rednerbühne getreten. Als die letzten Akkorde verklungen begann er folgenden Vortrag, den ich aus dem Gedächtniß ziemlich wortgetreu niederzuschreiben glaube:

Liebe Festgenossen!

Wir begehen heute in unserer Weise eine Feier von zwiefacher und dennoch einiger Bedeutung. Sie gilt einem Mysterium und einer geschichtlichen Erinnerung. Wir wollen uns vertiefen in das Geheimniß des Opfers und des leidenden Gottes, und versuchen, in wie weit wir die Räthsel dieses Glaubens zu lösen vermögen wenn wir seine Entstehung verfolgen. Zugleich aber wollen wir uns dankbar erinnern des großen Mannes Jesus von Nazareth, dessen Lehre und Person dem heiligen Geiste des Menschengeschlechts den entscheidenden Antrieb gab, den Gottmenschen Christus im Glauben der Völker zu erzeugen, und dessen Geschick das hier in meisterlicher Ausführung vor uns stehende Sinnbild vorzeichnete, den dornengekrönten und gekreuzigten Erlöser.

Uns, den Erben der neunzehnhundertjährigen Erlösungsarbeit der Christenheit, fällt es schon schwer, uns zurück zu versetzen in die Vorstellungen, kraft deren das Opfer anfangs die ganze Religion gewesen, dann aber wenigstens das Hauptstück der Gottesverehrung geblieben ist bis zu seiner endlichen Ab-

schaffung; ja, kraft deren es auch nach dieser Abschaffung durch das Christenthum, noch einer Art von Auferstehung im Christenthum selbst theilhaftig wurde. Denn zwar verschwunden aus Brauch und Sitte ist die eigentliche Opferhandlung: das Schlachten, ursprünglich eines Menschen, dann eines Thieres, die Vernichtung einer Speise, die Verschüttung eines Getränks, und nur schwache Reste, wie die Verbrennung von Weihrauch und die Selbstkasteiung sind in Uebung geblieben. Aber dem Namen nach und mittelst einer stellvertretenden Ceremonie ist es einem großen Theile der Christenheit auch jetzt noch der Angelpunkt des Gottesdienstes; denn die sacramentale Handlung, welche unserer heutigen, in anderem Sinne zu begehenden Feier entspricht, heißt den Katholiken das heilige Meßopfer.

Wir kennen von so vielen Erscheinungen ihre natürlichen Ursachen und die Gesetze ihrer Wirkungen, daß uns das Vorhandensein solcher Ursachen und unverbrüchlichen Gesetze für alle Erscheinungen, Dinge und Wesen unzweifelhaft geworden ist, auch wo es uns noch nicht gelungen, sie zu erkennen. Wir können

nicht umhin, den daran zweifelnden entweder für sehr unwissend oder für unvernünftig zu halten.

Wir brauchen aber nur die Gebiete der Christenheit zu verlassen, um die entgegengesetzte ältere Vorstellungsweise durchweg in Geltung zu finden. Wie es für uns, die Jünger der Wissenschaften der Christenheit, schlechterdings kein Wunder mehr gibt, sondern nur eine von ausnahmslosen Gesetzen bestimmte Natur, so gibt es noch jetzt für die nichtchristlichen Völker, sofern sie nicht etwa, wie die Japanesen, in gutem Zuge sind, sich unsere Cultur anzueignen, eigentlich keine Natur, sondern nur eine Wunderbühne, auf der alles Geschehen das Spiel geheimnißvoll verborgener Mächte und das Treiben der Menschen kaum etwas anderes ist, als ein Drama, das diese Mächte aufführen mit lebendigen, aber an unsichtbaren Schicksalsfäden gelenkten Marionetten.

Aus dieser Vorstellungsweise ist der Gebrauch des Opfers entsprungen. Dasjenige Geschehen, von welchem der Mensch zuerst mit unmittelbarer Gewißheit die Ursache erkennt, ist seine eigene That, seine Arbeit. Sie geschieht, weil er will; sein Wille also ist die

Ursache. Flugs wird ihm auch alles Geschehn und Werden da draußen zur That eines Wollens. Die Woller sind nicht wahrzunehmen, aber sie leisten Wirkungen wie der Mensch, nur weit größere. Sie sind also unsichtbare, aber gleichwohl menschenartige, wenn auch viel gewaltigere Wesen, theils wohlwollende, theils übelwollende, je nachdem ihre Thaten ihm gedeihlich oder schädlich sind. Je weniger er schon gelernt hat, die Natur seinem Wohlsein dienstbar zu machen und sich zu vertheidigen gegen ihre feindlichen Gewalten, also seinen Glückeswunsch zu erarbeiten, die stete Gefährdung seines Daseins abzuwehren: desto ausschließlicher sieht er zum Heil nur einen Weg offen: die Bestechung der sie lenkenden Häuptlinge. Sie sind seinem Glauben menschenhaft geartet; man muß also ihre Gnade durch Dankesgaben erhalten und steigern, die Erfüllung eines Wunsches von ihnen erbitten und erkaufen können. Ihr Zorn muß sich durch einen ihnen bereiteten Genuß beschwichtigen, die von ihnen für ein Vergehn zu befürchtende Strafe abhandeln lassen durch gelindere Selbstbestrafung mittelst Hingabe werthen Gutes, mittelst freiwilliger

Entbehrung, Unlust und Schmerzen. Es muß möglich sein, ihren Neid, ihre Schadenfreude, ihren Vernichtungstrieb mit einem ihnen von Zeit zu Zeit hingeworfenen Trugbrocken von Selbstbeschädigung wenigstens minder gierig und bedrohlich zu machen.

Diese Auffassung des Göttlichen ist es, was zur Darbringung von Dankopfern, Bittopfern, Bußopfern und Sühnopfern geführt hat.

Von den vorchristlichen Religionen haben sich nur zwei von derselben einigermaaßen, wenn auch nicht vollständig, zu befreien vermocht: die echt buddhistische und die edelste und tiefsinnigste unter ihnen, die parsische Zoroasters.

Die Religionsgeschichte der Juden zeigt uns den Proceß dieser Befreiung. Ihre ältesten Ueberlieferungen, z. B. die Erzählungen von Jephta und seiner Tochter und von der durch den Engel verhinderten Absicht Abrahams, dem Jehova seinen Sohn Isaak zu schlachten, machen es unfraglich, daß geraume Zeit auch Menschenopfer bei ihnen im Schwange gewesen sind. Die letztere Legende bezeichnet aber zugleich deren

Abschaffung und Ersetzung durch das Opfer eines Thieres, des Sündenbocks. Der genialste ihrer Propheten, Jesaja, erhebt sich endlich zu der lauteren und würdigen Gottesvorstellung, welcher alles Opferwesen verwerflich erscheint:

„Was soll mir die Menge eurer Opfer? spricht der Herr. Ich bin satt der Brandopfer von Widdern und des Fettes von den Gemästeten und habe keine Lust zum Blut der Farren, der Lämmer und Böcke. Bringet nicht mehr eitle Speisopfer. Das Räucherwerk ist mir ein Gräuel. Ob ihr schon viel betet, ich höre euch doch nicht; denn eure Hände sind voll Blutes. Schaffet mir euer arges Wesen aus den Augen! Lasset ab vom Bösen, lernet Gutes thun, trachtet nach Gerechtigkeit, helfet dem Unterdrückten, erwirket der Waise Recht und führet die Sache der Wittwen" (Jesaja, 1, 11 u. f.).

Aber die Einsicht dieses Mannes von erstaunlicher Größe, in dessen Geburtsjahr möglicherweise Homer noch gelebt haben könnte, blieb ohnmächtig gegenüber dem altgeheiligten Herkommen seines Volkes. Es

beharrte bei seinen Opferbräuchen bis zu seiner politischen Vernichtung.

Erst die junge Christenheit wendet sich ab vom eigentlichen Opferwesen. Sie thut das aber, was sehr bemerkenswerth ist, nicht etwa auf den Befehl ihres Stifters.

Jesus selbst nämlich scheint sich nicht geradezu feindlich, sondern zwar etwas geringschätzig, aber dennoch duldend gegen dasselbe verhalten zu haben, wie gegen ein ziemlich gleichgültiges aber nicht eben verderbliches Herkommen. Er hat auch darin wieder etwas gemein mit Sokrates, dessen letztes Wort eine Mahnung an seine Freunde war, statt seiner den Hahn zu opfern, den er dem Asklepios angelobt. Jesus erklärt zwar die Versöhnung mit dem Bruder für weitaus wichtiger als die Opfergabe, findet es aber in der Ordnung, daß nach der Versöhnung auch diese auf den Altar gelegt werde (Matth. 5, 23—24). Er verspottet die Leute, welche den Johannes für besessen erklärt, weil er sich Entbehrungen an Speise und Trank auferlegt, ihn selbst aber, den erschienenen Menschensohn, einen Fresser und Weinsäufer nännten, weil er esse und

trinke und freundschaftlich verkehre mit Zöllnern und Sündern*) (Matth. 11, 19 u. f.) Er vertheidigt zwar seine am Sabbath Aehren essenden Jünger mit dem Spruch: Ἔλεον θέλω καὶ οὐ θυσίαν, Ich habe Wohlgefallen an der Barmherzigkeit, und nicht am Opfer (Luther). Aber er ist, nach einer anderen Stelle, dennoch offenbar für die Beibehaltung des Fastens, wenn er verbietet, es prahlend bemerklich zu machen durch struppiges Haar und ungewaschenes Antliz (Matth. 6, 17 und 18).

Nach den von ihm überlieferten Sprüchen also ist Jesus inbetreff des Opfers nicht so weit gegangen, als achtehalb Jahrhunderte vor ihm Jesajas. Wie kam es denn, müssen wir fragen, daß die ersten Christengemeinden und schon seine Jünger dem Opferwesen völlig den Abschied gaben und bald sogar die theilweise noch beibehaltenen Fastenvorschriften und Speiseverbote verwarfen als beruhend auf „abge-

*) Hierbei ist zu bemerken, daß das letztere Wort, ἁμαρτωλῶν, an dieser Stelle nicht im Sinne der christlichen Moral, sondern in dem des jüdischen Rituals gemeint steht und eben nur die gleich den römischen Steuerbeamten und mit ihnen unkoscher lebenden bezeichnen soll.

droschenen und altweibischen Fabeleien" (τοὺς δὲ βεβήλους καὶ γραώδεις μύθους παραιτοῦ 1. Timoth. 4, 7)?

Waren sie frei geworden von der Idee, daß Gott nur durch Opfer versöhnt werden könne?

Nichts weniger als das. Sie waren im Gegentheil zurückgekehrt zu jener furchtbaren ältesten und rohesten Vorstellung, deren Ursprung wahrscheinlich herzuleiten ist von den scheußlichen Siegesmahlen unserer höhlenbewohnenden kanibalischen Vorfahren, zu der Vorstellung, daß nur ein Menschenopfer die volle Versöhnung erwirken könne. Aber dies Menschenopfer war ihnen nicht erst darzubringen, sondern bereits dargebracht, ein für allemal, den Zorn Gottes für immer stillend, ihn von der Strafpflicht seiner Gerechtigkeit für alle Zukunft entbindend kraft des unermeßlichen Werthes des Geopferten, seines leiblichen Sohnes und Mitgottes, des gekreuzigten Christus.

Von der bewußten Urheberschaft dieser Vorstellung ist Jesus freizusprechen. Alle ihm zugeschriebenen Aussprüche zu Gunsten derselben tragen das unverkennbare Gepräge, ihm erst nach ihrer Ausbildung zum Dogma in den Mund gelegt zu sein. Immer-

hin aber scheint er unwillkürlich den Keim hingeworfen zu haben, aus dem dies Dogma nach seinem Tode emporwucherte. Denn die Geschichtlichkeit seines letzten Mahles mit den Jüngern ist gewiß nicht zu beanstanden, und die Ceremonie mit Brot und Kelch, die schon in den ersten Christengemeinden das Hauptstück ihres Cultus war, ist eine so eigenartig concrete, daß ihr Aufkommen ohne eine der erzählten wenigstens ähnliche Anregung von Seiten Jesu schier unbegreiflich bliebe.

Das also ist nicht zu bezweifeln, daß er, dicht vor der unvermeidlichen Katastrophe, schwermuthsvoll gesagt, es sei dies das letztemal, daß er vom Gewächs des Weinstocks trinke, und daß er seine Jünger aufgefordert, beim Osterlamm, wenn sie, wie jetzt er selbst, das Brot brächen und vom Weine tränken, dabei sein Gedächtniß zu feiern. Auch sieht es der Redegewohnheit des Mannes, dem aus jeder Anschauung die Gleichnisse förmlich zusprudeln, ganz ähnlich, daß ihm das Brechen des Brotes sogleich den Gedanken an den bald bevorstehenden Bruch seiner Leiblichkeit und der rothe Wein die Vorstellung seines zu vergießenden

Blutes aufdrängte. Ebenso gewiß aber sind die Worte „das Blut des neuen Bundes das für viele (Lucas: für Euch) vergossen wird“ und zwar, wie nur bei Matthäus zu lesen steht „zur Vergebung der Sünden“ ein späterer Zusatz. Denn dies Religionsphilosophem vom neuen Bunde durch Christi Blut ist erst von Paulus ersonnen, vom Verfasser des Hebräerbriefes ausgebildet worden.

Es läßt sich noch von Stufe zu Stufe verfolgen wie aus diesem Gleichniß von Kelch und Brot allmälig das Opferdogma entstanden ist.

Paulus bleibt noch halb im Gleichniß, wenn er sagt: Jesus Christus habe sich hingegeben für Alle als ein Sühnopfer*surrogat*, ἀντίλυτρον. Bei Marcus wird dann Christus schon zum wirklichen Sühnopfer statt vieler, λύτρον ἀντὶ πολλῶν. Ja, Paulus selbst macht schon Ernst mit dem, was ursprünglich nur ein Vergleich war und geht dazu über, ihn real und buchstäblich auszulegen, wenn er schreibt: Gott habe seines eignen Sohnes nicht geschont, sondern ihn hingegeben für uns alle (Röm. 8, 32); vermöge unserer Rechtfertigung in seinem Blut würden wir erlöst vom

Zorne (ebd. 5, 9). Den Verfasser der Petrusbriefe sehen wir angelangt bei der Vorstellung eines förmlichen Loskaufs durch das Blut des gottmenschlichen Opferthieres. Sein Ausspruch hat mit seinem christlich-klassisch gewordenen Symbol, dem unschuldigen Lamm, die Ausbildung des grassen Dogmas mächtig gefördert. Aber zu seiner Ehre muß anerkannt werden, daß er keineswegs im starren Sinn dieses Dogmas gemeint war. Denn nicht vom Zorne Gottes sind wir seiner Meinung nach losgekauft „mit Besserem als mit Silber und Gold, nämlich mit dem Blute des unschuldigen und makellosen Lammes Christus", sondern von unserer vormaligen eigenen, von den Vätern ererbten Verkehrtheit (ἐκ τῆς ματαίας ὑμῶν ἀναστροφῆς πατροπαραδότου 1 Petri, 1, 18—19). Auch ist die erste Anwendung des Lammsymboles nicht ihm zuzuschreiben, sondern dem Verfasser der Apokalypse, der mindest erbaulichen, aber ältesten und echtesten christlichen Urkunde. Sein Spruch aber, der als ein Loosungs- und Stichwort des Bekenntnisses bald in aller Munde war, hat dies Symbol geläufig gemacht. In Folge dessen sind bis auf den heutigen Tag Messe

und Abendmahl behaftet geblieben mit dem Gebrauch des überaus widerwärtigen Wortes Hostie. Hostia nämlich bedeutet nicht nur das zu opfernde Thier, sondern enthält auch noch eine Erinnerung an die rohere Zeit der Menschenopfer, da das zu schlachtende Rind oder Schaf diese Bezeichnung erhielt als Ersatz des ursprünglich zu schlachtenden Feindes.

Zur Vollendung gebracht finden wir das Opferdogma im Hebräerbrief. Sein Verfasser war bis ins Kleinste vertraut mit der Tradition und dem Cultus der Juden. Beide findet er im Christenthum aufgehoben im Doppelsinne dieses Worts, d. h. von ihm abgeschafft, aber zugleich in ihm durch Umwandlung zu vollkommnerem Wesen erhalten. Das führt er aus mit kühner Consequenz und — wenn dieser Ausdruck erlaubt ist — mit bemerkenswerthem dogmatischem Witz. Die Erscheinung Christi, des uranfänglich vorhanden gewesenen, stellt er dar als die zweite, höhere und endgültige Verwirklichung eines mythischen Vorbildes, des Melchisedek. Diesen hatte die jüdische Sage zum Wunderwesen ohne Vater, Mutter und Vorfahren, ohne Anfang und Ende des Lebens ge-

stämpelt. Kraft der Auslegung seines Namens galt er für einen König der Gerechtigkeit, kraft Auslegung des Namens seiner Residenz, Salem, für einen König des Friedens. Weil er nach der Schlacht den Abraham gesegnet und von diesem den Zehnten empfangen, betrachtete man ihn als einen ewigen Hohenpriester. Christus nun hat das jüdische Hohepriesterthum abgeschafft durch seinen Antritt eines eben solchen ewigen Hohenpriesterthums „nach der Ordnung Melchisedeks.“ Nach dem jüdischen Opfercultus hatte der menschliche Hohepriester alljährlich einmal das Allerheiligste zu betreten, nachdem er für das Volk und für sich selbst das Blut von Kälbern und Böcken geopfert. Dem hat Christus ein Ende gemacht indem er durch sein eigenes Blut ein für allemal und zu ewig gültiger Sühne in's Heilige einging und durch Selbstopferung kurz vor Untergang der Welt die Sünde außer Kraft setzte (Vgl. Hebr. 7, 1—3; 27. 8, 3; 9, 6 u 7; 12; 18; 15 u. 26 10, 10; 14).

So ist allmälig der Glaube zustande gekommen und Tragpfeilerlehre der Kirche geworden, daß die Hinrichtung Jesu das blutige Menschenopfer sei,

welches Gott selbst sich selbst mit seinem schuldlosen leiblichen Sohn und Mitgott darbringen zu lassen beschlossen hatte, als einziges Mittel, seinen Zorn auf die verderbten Menschen zu versöhnen und Sich von Sich die Erlaubniß zu verschaffen, ihre Sünden zu vergeben. Es ist ohne Frage ein grausiges Dogma, gegen welches sich Vernunft und Rechtsgefühl empören, und wer von uns wüßte einen ernstlichen Einwand gegen das straußische Urtheil: daß es Gott aus einem liebens- und anbetungswerthen zum entsetzlichen und abscheulichen Wesen mache?

Und doch, wenn wir uns fragen: ist dies furchtbare Dogma ohne Wahrheit? so müssen wir beschämt und zerknirscht bekennen; sein schrecklicher Wahrgehalt sei nur allzuoffenbar.

Herakles, der Zeussohn, der Befreier von Ungethümen und Plagen, der sich nach unsäglicher, ihm von der Eifersucht auferlegter Leibesqual auf dem Oeta verbrennt; Prometheus, der Menschengott, der Feuerbringer, Kunstlehrer und Segenstifter, den die anderen Götter im Kaukasus an die Felswand angeschmiedet haben um ihn vom Geyer lebendig fressen

zu lassen; und hier der dornengekrönte, an das Kreuz genagelte Gottmensch Christus: sie sind alle drei der poetische Ausdruck und die künstlerische Verkörperung einer für das Menschengeschlecht ewigen Wahrheit, ja, einer Wahrheit, von der wir nicht umhin können zu vermuthen, daß sie auch für das Weltganze gültig sei, wenn wir auch durchaus verzichten müssen auf die Hoffnung, letzteres jemals wissen oder beweisen zu können. Den leidenden Gott anschaulich gestaltend zeigen sie unserer Vorstellung, was der ganze Verlauf der Erd- und Menschengeschichte von Anbeginn und unaufhörlich erkennen läßt: daß nur Naturqual endlich das Göttliche in die Erscheinung drängt, nur Selbstqual es steigert, und daß seine fortschreitende Offenbarung sich niemals vollzieht ohne schmerzliche Selbstopferung.

Indeß waltet auch ein Unterschied zwischen den erwähnten symbolischen Gestalten der griechischen Göttersage und dem Leidensgott der Christenheit. Zwar liegen ohne Zweifel auch der Sage von Herakles Erinnerungen an wirkliche Heldenleistungen, der Sage von Prometheus wenigstens Erinnerungen zu Grunde

sowohl an die Segnungen der Culturfortschritte, als an die leidensvollen Kämpfe, die sie zur unvermeidlichen Folge hatten. Gleichwohl sind beide doch überwiegend Sammelgestalten, Geschöpfe der Poesie. Andrerseits ist Uns zwar auch Christus der Gott ein solches Idealgebild, ein Erzeugniß des heiligen Geistes im Glauben der Menschheit. Das aber ist bei dieser Gemeinsamkeit das bedeutsam abweichende und ureigene unseres Leidensgottes, daß das wirkliche Einzelgeschick eines Offenbarers und Glaubenshelden von hohem Seelenadel und epochemachender Geistesgröße unserer Poesie und Kunst dies sein Bild am Kreuze fast in allen Zügen fertig geliefert hat. Der Gewißheit aber, in der symbolischen Standarte, im Crucifix, die wirklich geschehene Opferthat seines Stifters zu schauen, verdankte der neue Glaube vor allem die Siegeskraft über die Gemüther, mit welcher er seinen Eroberungszug angetreten und uns schon jetzt eine Stufe der Erlösung von einst kaum geahnter Höhe errungen hat.

Aber nur wenn wir nieder blicken auf die Natur unter uns und hinter uns zurück auf die erkennbaren

Anfänge unseres Geschlechts, dürfen wir einiger Genugthuung darüber Raum geben, daß wir der Verwirklichung des Gottesreiches eine ansehnliche Strecke näher gerückt sind.

Da das Göttliche aus der Natur endlich zum Vorschein kommt, können wir nicht umhin, es in ihr verborgen vorauszusetzen. Sein erstes und einziges Hervordämmern aus ihr ist die Mutterliebe der höheren Thiere; sein Traumlallen in ihrer Schlafgefangenschaft das Schönheitsgefühl, der Kunsttrieb einiger derselben und der Gesang der Vögel. Aber ungezählte Jahresmillionen sind vergangen bevor sich das Lebendige bis zu der Stufe gefeint hatte, auf der wenigstens für einige Wesen das Gesetz: friß oder sei gefressen, nicht länger auch gegen ihresgleichen und ihre eigene Nachkommenschaft in Geltung blieb, wie für die allermeisten noch in der Gegenwart. Und mittelst welcher Triebkraft ist diese allerunterste Vorstufe zur Erlösung endlich erreicht worden?

Mittelst der schonungslosen Grausamkeit der Natur. Von Milliarden Lebenskeimen entgehn der

Vernichtung unmittelbar nach der Aussaat nur die wenigen, welche an geschützten und gedeihlichen Ort gefallen und besonders widerstandsfähig ausgerüstet sind gegen die Legion der Schädlichkeiten. Von den Milliarden abermals der wirklich aufgegangenen und geborenen erlaubt sie wieder nur den stärksten, ihr Dasein lange genug zu fristen um Nachkommenschaft zu erzeugen und ihre Vorzüge zu vererben. Ihr uns böse erscheinendes ist also gleichwohl ihr Auslese- und Fortbildungsmittel zum Besseren und Guten. Sie ist ein aus lauter Leichen erbauter Altar auf dem jeden Augenblick Millionen fernerer Opfer unter Schmerzen verbluten. Deren Qualen aber sind die Spornung zur Steigerung der Kraft; ihr angstvoller Vertheidigungskampf, um das Geschlachtetwerden ein wenig zu fristen, ist die Bildnerarbeit, welche höhere Gestalten zustande bringt. Schon in der Natur also präludirt das unaufhörliche Erlösungsopfer.

Nicht mehr ganz die Herkunft unseres Geschlechts, aber ganz bisher noch seine Anfänge entziehn sich unserer Kunde. Nur die Phantasie des Dichters mag es wagen, sie nach unsicher schwankenden Vermuthungen

vorstellig zu machen. Nicht mehr fraglich ist es, daß jener mitleidslose Zuchtproceß endlich auch anlangte bei einem behenden, aber an Stärke und angeborener Bewaffnung tief stehenden Thier von ungefährer Menschengestalt. Unausweichlich ist auch die Annahme, daß eben seine Schwäche es genöthigt, zur Vertheidigung gegen riesige Ungethüme in Trupps zusammenzuleben, die unzureichende Kraft zu ersetzen durch Schlauheit, die mangelnde Krallentatze des Höhlentigers und Bären durch Bewaffnung mit einem Baumast; daß es endlich in der Verständigung mit seines Gleichen durch Gebärden und Warnlaute dahin gelangte, eine Begriffssprache auszubilden und mit ihr erst die Menschenwürde anzutreten. Aber diese nebelhaft unbestimmten Vorstellungen vom Uebergang aus der Thierheit zur Menschheit, der wahrscheinlich eine Reihe von Jahrtausenden in Anspruch nahm, jemals mit verlässiger Wissenschaft zu vervollständigen und berichtigen haben wir geringe Aussicht. Wo der Mensch der Forschung erkennbar zu werden beginnt, da ist es bereits der des Feuers mächtige, Werkzeug und Waffen verfertigende Fischer, Jäger, Höhlenbewohner und —

es ist nicht mehr abzulehnen — Verspeiser von Seinesgleichen.

Den leiblich durch jene Opferschlächterei der Natur herangebildeten, durch Leiden und Kämpfe zum redenden Werkzeug- und Feuermenschen gesteigerten sehen wir dann weiter gesteigert durch fernere Naturnoth. Die Unbilden des Wetters zwingen ihn, sich Obdach und Kleidung zu schaffen. Die Winterkälte höherer Breiten, alle schwächlichen Kinder ausmerzend, züchtet ihn zu einer kräftigeren und schöneren Race. Sein Hauptsporn nach vorwärts werden aber die Leiden, die er selbst sich auferlegt als schlimmstes und gefährlichstes Raubthier gegen die eigene Gattung, nachdem er der Bären und Tiger Herr geworden. Selbstopferung wird sein mächtigstes Fortschrittsmittel. Menschenfresserei, von verschiedenen Stämmen gegen einander geübt, begründet im Stamme die Kriegszucht, den Gehorsam, die Bewunderung des Starken und Tapfern, die Macht des Häuptlings, den Beginn der Staatsordnung. Wenn es aber noch heute Kanibalen in Menge gibt; wenn heute noch bei manchen Stämmen altgeheiligte Sitte dem Sohn gebietet, Vater und Mutter, sobald

sie die Schwelle des schwachen Alters erreicht, nach festlichem Schmause unter gefügigem Einverständniß der Opfer umzubringen: — welche Reihe von Jahrtausenden voll täglicher Menschenhekatomben müssen wir da voraussetzen als vergangen bis zur endlichen Geburt des menschlichen Gewissen's durch den Sieg seines Grundgebots: du sollst Vater und Mutter ehren.

Dieser Sieg erst ist es, mit welchem das latent überkommene Göttliche, eben als Gewissen wachwerdend, den Geist des Menschen löst von der blind grausamen Mutter seiner Leiblichkeit, der Natur, um ihn sein Kunst- und Sittenleben über der Natur antreten zu lassen.

Eitel Spiegelgefecht und Taschenspielerei mit Worten sind alle philosophischen Versuche, zur Erklärung des Gewissens und Herleitung des Moralgesetzes mit Verstandesoperationen und Naturgesetzen auszukommen und das ehrliche Eingeständniß zu verweigern, daß uns eben in der Gewissens- und Gesittungsgeschichte die übernatürliche und überverständige Offenbarung eines Urgeheimnisses vorliegt.

Von der Liebespflicht des Kindes gegen seine Eltern weiß die Natur nicht das mindeste. Naturgesetzlich und verstandesmäßig sind die Argumente ganz unanfechtbar, mit denen sich Franz Moor die Pflicht der Bruder- und Vaterliebe wegdisputirt als beruhend auf possirlichen Trugschlüssen. Seine verneinende Frage: „hat er mich gemacht aus Liebe zu mir, der erst ein Ich werden sollte, oder nicht vielmehr einzig zur Stillung seiner Begierde?“ ist nach Natur und Verstand horribel richtig. Aber was beweist diese Richtigkeit? Auch nicht ein Härchen mehr, als eben das, was der Dichter damit beweisen will: daß die Canaille gehängt werden muß in welcher die Bestie Gott aufgefressen und mit ihrer List sein Gebot außer Kraft gesetzt hat.

Die Gerechtigkeit dieses Verdicts ist zwar sofort und ohne Beweis Jedem einleuchtend, wenn er nicht selbst ein Schuft, ein à la Hödel durch Unzucht während mehrerer Generationen seiner Vorfahren ausgegeilter Rückschlagswildling ist am übernatürlich veredelten Menschheitsbaum. Dennoch erschrickt der Alles zu erklären gewohnte Uebermuth unseres Ver-

standes und seiner Naturwissenschaft vor der Beschuldigung, er sei in dieser Sache gänzlich incompetent, und will nicht ablassen, sich mit den verrenktesten Spitzfindigkeiten entrüstet dagegen aufzulehnen. Auch ist die Forderung, diese Incompetenz einzugestehn, die härteste und schwerst faßliche Zumuthung die man dem gegenwärtigen Geschlecht stellen kann. Aber ihre Anerkennung muß erzwungen werden. Denn im Gebiete der Heilswahrheiten wieder sehen und das Rechte thun, diese Hauptsache, in der uns unsere Vorfahren selbst in wissenschaftlich sehr dunkeln Perioden weit überlegen gewesen sind, lernen wir nimmer, bevor wir uns überzeugt haben, daß für sie unser Naturauge blödsichtig, unser Naturutheil unzureichend ist; unzureichend, wie der Tastsinn zum Vernehmen der Musik, oder das Gehör zum Gewahren der Sterne. Für beide bleibt das Reich über der Natur, in welches sich der Mensch zu erheben begann sobald mit der begrifflichen Sprache der unsterblichkeitsfähige Gattungsgeist geboren war, geradeso ein unzugängliches Jenseits, wie für die Lehre von den Figuren der Ebene die Verhältnisse der Körper im Raume

von drei Dimensionen. Für beide sind Gutes und Böses, Pflicht und Schuld, Gewissen und Gott gleichermaaßen sinnentbehrende Unwesen, wie für die Planimetrie die Pyramide, der Würfel und die Kugel.

Wodurch ist denn der Mensch Geist? Durch das in der Welt nach unserer Kenntniß ausschließlich von ihm erworbene widerspruchsvolle Privilegium, als ein Singular zugleich Plural, als vergängliche Einzelexistenz zugleich unvergängliches Sammelwesen, als Individuum zugleich Gattungsauszug, als Gegenwart zugleich Inbegriff der Vergangenheit und Vorwegnahme der Zukunft zu sein. Die Forderungen aber, deren Erfüllung erst ihn dieser göttlichen Würde theilhaftig macht, sind sammt und sonders Opfer, Lust-, Genuß-, Freiheits- und selbst Daseinsopfer seiner Individualität. Diese vom Träger des Göttlichen erlittenen Opfer sind allerdings so naturwidrig, als im Sinne des Lebensführers, dessen Aufgabe die Erhaltung und das Wohlsein des Individuums ist, des Verstandes, verwerflich. Aber sie sind gottverlangt, und wer sie aus Natur- und Verstandesgründen ver-

weigert, der muß, als rückfällig in die Thierheit, eingesperrt oder abgethan, also unfreiwillig geopfert werden.

Brauche ich für den Wahrgehalt des Dogmas vom leidenden und sich selbst opfernden Gott noch zu erinnern an den gesammten Verlauf der Geschichte? Nur über Trümmerwüsten und zahllose blutgedüngte Schlachtfelder ist die Menschheit langsam fortgeschritten zu höherer Gesittung. Ja, leider können wir auch jetzt noch nicht umhin, die Lehre der Apostel des ewigen Friedens für hoffnungslose Träumerei zu erklären.

Selbst der uns härtest widermuthende Satz jenes Glaubens: daß Gott selbst sich in seinem Sohn zu qualvoller Opferung verurtheile, findet grelle Bewährung in der geschichtlichen Thatsache, daß stets die geltende ältere Gottesvorstellung die aus ihr geborene neuere und höhere in ihrem Verkünder, in seinen Jüngern und Anhängern verfolgt und gemartert hat und daß immer erst die Opferung dieser Propheten weitere Erlösung erkaufen konnte. Nicht mehr gerade vergiftet, gekreuzigt und verbrannt werden sie heutigen

Tages; obwohl es immer noch vorkommt, daß sie mit Leibesnoth und Tod ihr Unterfangen bezahlen müssen. Auch liegt es gewiß nicht am Willen der Priester des älteren Glaubens, wenn sie nicht mehr verfahren wie gegen Sokrates, Jesus, Albigenser, Huß, Giordano Bruno und Michael Servet.

Doch schon voralters hat man versucht, dieser abstoßenden Vorstellung von der Grausamkeit Gottes gegen Gott selbst auszuweichen. Nicht um seinen eigenen Zorn zu stillen, sagte man, sondern um eine feindliche Macht, die Macht des Teufels zu brechen, habe Gott seinen eingeborenen Sohn opfern müssen. Ja, man hat es nicht fehlen lassen an drastischen Illustrationen, wie der Teufel durch das ihn gleichsam ködernde Opfer Christi betrogen und ohnmächtig gemacht worden sei. Wie zuweilen ein Raubvogel herunterstoße auf einen Fisch und erst nachdem er seine Krallen eingeschlagen zu seinem Schreck gewahre, daß derselbe viel zu groß sei für seine Kraft, dann aber, vergebens bemüht, ihn wieder loszulassen, von ihm hinuntergezogen werde in die Tiefe: so sei der Teufel hergefallen über den ihm preisgegebenen

Menschen Jesus, um alsbald zu erfahren, daß dieser Mensch zugleich der sündlose Gottessohn und Gott Christus sei, über den er keine andere Macht habe, als ihn kreatürlich für drei Tage zu tödten. Durch sein Attentat habe er alle Macht über die Menschheit eingebüßt und sei bei der Niederfahrt des Heilands in das Todtenreich von ihm auf ewig hinuntergezogen in die Hölle.

Wie barock uns dergleichen auch vorkommt, diese Einschaltung des Teufels ist gleichwohl eine Milderung des Dogmas und eine Läuterung desselben zu besser zutreffendem Wahrgehalt. Setzen wir nur für Teufel das was in ihm symbolisirt ist: die Natürlichkeit mit allen ihren Trieben, die dem Menschen einhaftend bleibt bei aller allmäligen Erhebung über die Natur, kirchlich gesprochen, die Erbsünde: — dann erkennen wir alsbald, daß es geschichtlich nicht mehr das Göttliche ist, was den Reformator und Läuterer der Gottesvorstellung opfert, sondern der thierische Neid, die Eifersucht seiner herrsch- und würdegierigen Verwalter; daß in den orthodoxen Dummköpfen Athens, im Hohenpriester Kaiphas, in den Päpsten und

Inquisitoren und in Calvin der Teufel es war, der sie dem Sokrates den Giftbecher reichen, Jesum kreuzigen und nebst Tausenden andern den Huß, Hieronymus, Giordano Bruno und Michael Servet verbrennen ließ.

Damit haben wir schon das Instrument angesetzt zum Hinweglösen eines Schleierhäutchens unserer Geistesaugen, das uns bei bedeutender Durchsichtigkeit eine Heilswahrheit zwar ziemlich unverdunkelt wahrnehmen ließ und ihre Segenskraft wenig beeinträchtigte, aber, vergleichbar den Gläsern der Camera obscura und des astronomischen Fernrohrs, die Eigenschaft hatte, sie umzukehren. Was ich meine, ist nicht ganz leicht zu verstehn und unserer altgewohnten Ausdrucksweise gleichsehr widerstrebend, wie den Zeitgenossen des Kopernikus die Zumuthung, sich die täglich auf- und untergehende, jährlich ihren Thierkreiszirkel durchwandelnde Sonne für uns stillstehend, die Erde aber sich drehend und umlaufend vorzustellen. Auch ist es in der That die, der Befreiung der Astronomie vom geocentrischen Irrthum ganz entsprechende Befreiung der Theologie von einem ähnlichen Schein.

Schon vor Kopernikus verfügte die Astronomie über beträchtliche, practisch werthvolle und namentlich für das Kalenderbedürfniß ziemlich ausreichende Kenntnisse, also immerhin über brauchbare, wenn auch wie im Spiegel umgedrehte Wahrheit. Ebenso enthielt auch die Erlösungslehre des Christenthums Wahrheit, deren hohen Werth das beredteste Aufgebot theologischer und philosophischer Argumente nicht eindringlicher beweisen kann als die Annäherung an das Reich Gottes, die sie in einer Geschichte von neunzehn Jahrhunderten in der gegenwärtigen Christenheit geschaffen hat. Wie ferner der wissenschaftliche Erwerb der alten Astronomie nicht verloren ging, sondern alsbald bedeutend gesteigert und verfeinert wurde, nachdem Kopernikus die Vorstellung, von der sie ausgegangen war, umgekehrt hatte: so wird auch die Erlösungslehre ihr Werk nicht nur ungeschwächt, sondern mit verstärkter Ueberzeugungskraft fortsetzen, wenn in ihr, wie das jetzt unerläßlich geworden ist, an Stelle des bisher angenommenen Verhältnisses zwischen Gott und Mensch dasjenige tritt, bei dem unsere gegenwärtige Erkenntniß angelangt ist.

Als geschichtliche Wahrheit des Glaubens an die Menschwerdung Gottes haben wir erkannt das Gottwerden der Menschheit. So hat sich denn der Glaube an die der Menschheit ein für allemal durch Selbstopferung Gottes als unverdientes Gnadengeschenk zugesicherte Erlösung zu verwandeln in die Einsicht, daß es die heilige Aufgabe, die Arbeits-, Leidens- und Opferpflicht der Menschheit ist, Gott zu erlösen.

Rückschlüsse aus der Geschichte der Erde und des Menschen, der einzigen Quelle unserer Gotteswissenschaft, nöthigen uns, dies Gebot unabsehbarer Anstrengungen an die Stelle zu setzen, welche in der bisherigen Lehre die Einladung inne hatte, die Gnade als Glaubenslohn geschenkt zu empfangen. Aber es geziemt uns zu bekennen, daß wir auch mit diesen Rückschlüssen anlangen vor einem unfaßlichen Urmysterium.

Was Gott bewogen, in der Welt zu leiden
Wird uns wohl ewig ein Geheimniß bleiben.

Sogar das Gleichniß, unser einziger Sammelspiegel zum Auffangen eines Fünkchens vom Ewigwahren, erweist sich blind beim Versuch, uns einen Ahnungsschimmer

von der Lösbarkeit dieses Räthsels zuzublinken und kann nur dazu dienen, sein undurchdringliches Dunkel wie greifbar zu machen. Gleichwohl können wir nicht lassen von seiner Anwendung und nicht umhin, es für einen wirklichen Fund zu halten, wenn es auch weiter nichts leistet, als ein Märchen, in welchem eine Heilsforderung unseres Gemüths schon im Anfang aller Dinge als handelndes und leidendes Wesen mitwirkt. Nur dies Nichtlassenkönnen selbst enthält einige Bürgschaft, daß die Parabel, wie kleinlich kindisch sie auch ausfalle, nicht völlig grundlos sein werde.

Nach unmeßbaren Epochen, welche die Erde erst als kleinere Sonne, dann als umschlackter Dunkelkörper und Bühne durcheinander stürmender Elemente, endlich als Schauplatz des Pflanzen- und Thierlebens durchgemacht hat, kommt in der Geschichte des Menschen die einzige Offenbarung Gottes zum Vorschein, von der wir *wissen*. Wir wissen daß etlichen von den übrigen Planeten ähnliche Wandlungen bevorstehn, und daß einer wenigstens dieselben schon weiter zurückgelegt hat, *Mars*, der einzige, auf dem eine verwandte Lebenswelt vorauszusetzen uns mindestens nicht ver-

wehrt ist. Wir wissen, daß einst auch das Feuerchaos der Sonne zum Dunkelkörper erstarren wird, sind aber ebenso unfähig, uns auch nur die Möglichkeit einer dortigen Lebensgeschichte vorzustellen, als unberechtigt, auf Grund dieser Unvorstellbarkeit diese Möglichkeit zu leugnen. Wir wissen daß viele Nebelflecke ungebildeter oder in der Bildung begriffener Weltkörperstoff und daß alle Fixsterne Sonnen sind, ähnlich der unsrigen. Wir dürfen vermuthen, in ihren noch selbstleuchtenden Begleitern künftige Planeten zu sehen; wir dürfen schließen, daß viele und vielleicht die meisten Sonnen auch jetzt schon von Erdsternen umkreist werden. Wir werden es niemals erfahren, können aber mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß auf vielen dieser Planeten auch eine Lebenswelt wese, vermuthlich also auf manchem auch eine Art Menschengeschichte spiele, die denn mitunter auch zu höherer Entfaltung des Geistigen, also, erdisch und in unserm Sinn gesprochen, zu einer weiter gediehenen Erlösung des Göttlichen gelangt sein könnte.

Wir wissen ferner, daß auch jene entlegenen Welten aus denselben Grundstoffen bestehn wie die

Erde und unser Sonnensystem. Es unterliegt also keinem Zweifel, daß der Lebensproceß nirgend im All aus wesentlich anderer Triebkraft sprießen, nirgend von wesentlich anderen Ursachen allmälig gesteigert und zum Fortschritt gespornt werden kann als auf unserem Planeten. Der Kampf ums Dasein, das ist unausweichlich und sicher, ist Allgesetz. Wo irgend im Kosmos für die geseinteren Stoffe der Weltkörperoberflächen die Bedingungen der Organisation erfüllt sind, da muß auch die Allgier Allnoth und Allneid und den rastlosen Vernichtungskrieg, kurz, eine rücksichtslos grausame Natur zur Folge haben. Spielt also irgendwo auswärts eine Geschichte bis zum Begreifen und zur Laut- oder Zeichenrede gesteigerter Wesen, welche sich wie wir mit Naturerkenntniß, Arbeit und Kunst herrschend über die Natur erhoben, sich wie wir inmitten ihres Vernichtungskrieges einen Garten verhältnißmäßiger Sicherheit eingefriedet, wie wir bei der durchaus übernatürlichen Unterscheidung von Gut und Böse angelangt sind, sich wie wir ein Gewissen erzogen, Gesetz und Recht und ihre Schöpfungen zustande gebracht, sich wie wir bis zum

Gegentheil des Naturhasses, der Forderung der Liebe erhoben haben: so kann auch diese Geschichte nur das endliche Erwachen des Göttlichen unter beständigem Leide und seine allmälige siegreiche Verklärung unter beständiger Selbstopferung zum Inhalt haben.

Was ist das Ergebniß dieser Betrachtung?

Daß wir die Natur des Alls aufzufassen haben als den finstern Schlafkerker Gottes, die Weltkörper, auf denen die Geschichte begeisteter Wesen spielt, als die bevorzugten und seltenen Schauplätze seines Erwecktwerdens durch unendliche Qualen, diese Geschichten selbst aber als die Leidensgeschichten seiner allmäligen Befreiung aus der Naturgefangenschaft, seiner unter unablässigen Opfern zum Siege fortschreitenden Erlösung.

Dabei bleibt Jedem, dem das genehmer ist, die Unterstellung erlaubt, daß Gott nur einen Theil von sich in die Naturgefangenschaft gegeben habe und auch noch irgendwo außerhalb ihrer wach und frei walte. Nur ist diese Einräumung, wie alles gleichermaßen unbeweisbare als unwiderlegbare, eines uns faßlichen Inhalts eben so baar, wie der jetzt in etlichen Köpfen

spukende Einfall, daß ein Raum von vier Dimensionen für eine höhere Vernunft als die unsrige nicht unmöglich sei; denn da wir von den Gesetzen unserer Vernunft in der Welt schlechterdings keine Ausnahme kennen, so ist diese Uebervernunft für uns eben Unvernunft. Unseren Organen ist nur die Natur und das Göttliche nur insofern es aus ihr zum Vorschein und in uns zum Bewußtsein kommt, zugänglich. Auch jene Einräumung also ist weiter nichts, als ein Bekenntniß unserer völligen Ohnmacht, bis zur ersten oder letzten Ursache vorzudringen, maskirt als Erlaubniß, jenseits der unserem Denken letzterreichbaren, wie jedem beliebigen Phantasma, so auch diesem eine Stätte im Unsein zu gewähren. Zu diesen Phantasmen gehört denn auch ein neuerdings allen Ernstes unternommener Versuch, auf naturwissenschaftlichem Wege der Theologie einen Gott zu liefern, der zwar auch alle derben Stoffe durchdringe, frei aber, wenigstens in Bezug auf die Weltkörper, nur außerweltlich, nämlich im sonst leeren Raum vorhanden sei, den Aether als den Bewirker der sogenannten Gravitation, der electrischen und Lebenserscheinungen. — In der

Welt aber erscheint uns das Göttliche in der That nur gefangen oder begriffen in der Erlösung.

Nach den Ergebnissen der astronomischen Forschungen könnte im Sonnensystem, wie schon gesagt, nur etwa noch auf dem Planeten Mars eine ähnliche, um viele Millionen von Jahren länger dauernde, also möglicherweise weiter vorgeschrittene Geschichte uns ähnlicher geistiger Wesen spielen. Die großen äußeren Planeten befinden sich noch in einem Zustande der Heißflüssigkeit. Unsere Nachbarerde dagegen, Venus, muß sich, bei ungefähr gleicher Größe, auf einer weit jugendlicheren Altersstufe befinden, und ihre undurchsichtige dickwolkige Atmosphäre spricht für einen Zustand, ähnlich dem der Herrschzeit der ungeschlachten Saurier in der Kohlenperiode. Ja, vielleicht ist sie noch lange nicht so weit. Denn ein häufig beobachteter mattgrauer Schimmer ihrer Nachtseite ist wol gar, abweichend von den bisherigen Erklärungsversuchen, auszulegen als verglimmende Rothgluth ihrer Kruste, die nur dann zuweilen aufdämmert, wann in der Nacht die dampfige Atmosphäre durchsichtiger geworden ist. Wie sehr wir uns also auch zu hüten haben

vor der irreführenden Neigung, den Menschen und seine Bedürfnisse zum Maaßstabe der Vollkommenheit zu machen: ganz Unrecht haben wir kaum, wenn wir unsere schöne Erde als bevorzugten Stern betrachten. Wäre aber diese Vorstellung auch mit Irrthum behaftet, uns wohlgeziemend und heilsam ist sie zweifellos.

Handeln wir also, als wüßten wir gewiß, was immerhin möglich ist: daß dieser für uns so ungeheure, gegen das All so verschwindend winzige Ball gleichwohl ein unter den zahllosen Planeten der zahllosen Sonnen auserlesener, bevorzugter sei und berufen, in der ihm noch vergönnten Frist bis zum Erlöschen der Sonne, in uns das Göttliche zur höchstmöglichen Stufe der Verklärung zu steigern. Ertragen wir die bittere Noth des Lebens mit dem Bewußtsein der Pflicht, durch Leid künftiges Heil zu erwerben. Opfern wir in frommer Hingebung unser natürlich Selbst um unser unsterbliches Wesen immer freier von der Erbsünde unseren Nachkommen zu vererben. So nur sind wir treu der Aufgabe unseres Geschlechts: der Erlösung Gottes."

Ob im Sonnenfeuerpfuhle
Wild das Chaos weiter gährt,
Ordne deinen Stern zur Schule
Die den Gott erzieht, verklärt.

Nicht errechten, nur erfechten
Kannst du Dem in stetem Streit
Mit des Neides finstern Mächten
Seine Erdenherrlichkeit.

Ihn, getrost und ohne Säumniß
Wacker kämpfend, lebe dar;
Dir dann ist vom Weltgeheimniß
Weit das Beste offenbar.

Ja, Gott ward, die Welt vom Bösen
Loszuringen, Fleisch und Bein;
Doch der Mensch muß Gott erlösen
Und aus Neid und Noth befrein.

Diese Verse wurden strophenweise erst vom Sprecher vorgetragen, dann unter Begleitung des Harmoniums nach einer Composition F. v. Hiller's*) von einem Männerquartett gesungen. Während des kurzen Nachspiels ließ man die kaum sichtbaren blauen Gasfünkchen der Kronleuchter zu voller Helligkeit aufflammen,

*) Op. 66, zweites Heft, No. 2, choralartiges Lied.

und nun erst kam den Versammelten jenes Gemälde hinter dem Katheder zu vollkommen deutlicher Ansicht.

Es war eine Darstellung der Scene, wie die Schriftgelehrten und Pharisäer Jesu die Ehebrecherin zugeführt haben, um ihn versuchend nach seiner Meinung zu fragen über das mosaische Gebot, eine solche zu steinigen. Die räthselhafte, nicht mit völliger Sicherheit zu deutende Angabe des Johannesevangeliums (8, 6): Jesus habe sich auf die Frage der Versucher niedergebückt und mit dem Finger auf der Erde etwas geschrieben, hatte sich der Maler dahin ausgelegt, daß die Bodenschrift eben seinen berühmten Antwortsspruch enthalten habe: Wer von Euch sündenrein ist, werfe den ersten Stein auf sie.

Jesus war dargestellt sich eben wieder aufrichtend, mit dem Zeigefinger auf das Geschriebene deutend und den Fragern, die mit verblüfften Gesichtern im Umwenden zu beschämtem Abzug begriffen waren, aus den großen blauen Augen einen siegenden Strafblick zublitzend. Um seine Lippen aber spielte dabei ein eben nur angedeutetes Lächeln, vermöge dessen das Bild wundersam fesselte und entzückte. Es war eine

jener urgenialischen Kunstleistungen, die der Empfindung ein tiefes Geheimniß sinnlich offenbaren und es dennoch dem Verstande unerschöpfbar, mit Worten unsagbar lassen. Denn während es sich deuten ließ als ironische Siegeslust, war es doch zugleich ein so ergreifender Ausdruck von Hoheit sowohl als von menschlicher Milde, daß man sich versucht fühlte, dem Maler die Absicht zuzuschreiben, mit diesem Lächeln einem Wunsche des Beschauers wenigstens einigermaßen zu genügen, dessen Erfüllung die Schranken seiner Kunst unmöglich machten.

Sein Bild weckte nämlich das Verlangen, die dargestellte Scene mit den beiden Hauptpersonen übergehen zu sehn in die folgende Situation: wie sich Jesus, mit der Sünderin allein geblieben, nachdem er sich wieder gebückt und wieder mit dem Finger auf die Erde geschrieben, nochmals aufrichtet, sie fragt: wo sind deine Ankläger? hat Niemand dich verdammt? und als sie antwortet: Niemand, Herr; ihr zuruft: „Nun, so verdamme Ich dich auch nicht; gehe hin und sündige hinfort nicht mehr.“ Wie, mußte man sich unwillkürlich fragen, wie würde dies stolze und den-

noch demuthvolle Antliz aussehn, wie diese strengblitzenden Augen in vielleicht feuchtem Schimmer ganz anders leuchten, wenn er Gesicht und Blick statt den Pharisäern der Frau zuwendete? Und wirklich, jenes Lächeln half der Einbildungskraft leisten, was ich Herrn Knaus mittelst zweier Bilder zu versinnlichen als dankbare Aufgabe vorschlagen möchte: sich diese Wandlung desselben Gesichts und derselben Augen vorstellig zu machen.

Nach einer dem Beschauen dieses Gemäldes gewidmeten Pause fuhr der Sprecher fort:

Für das Aussehn Jesu findet die bildende Kunst in der ältesten Ueberlieferung auch nicht die Spur eines Fingerzeiges. Nur inbetreff seiner Leibesbeschaffenheit gestattet sie allenfalls einen Schluß. Wenn es geschichtlich ist, daß man einen Fremdling, Simon von Cyrene, nöthigte ihm das Kreuz zu tragen, — und dieser Zug sieht nicht aus wie erfunden — also doch wohl, weil er selbst unter der Last erlegen, wie es die spätere Sage und Kunst ausführt, so spräche das für einen nicht eben starken Körperbau.

Eine andere Angabe der Passionsgeschichte scheint das zu bestätigen.

Die entsetzlich grausame Hinrichtung am Kreuze war nicht verbunden mit nothwendig tödtlichen Verwundungen. Was wir sonst von ihr wissen macht es sogar fraglich, ob der Gerichtete mit Nägeln, oder nicht vielmehr nur mit umschnürenden Stricken an das Doppelholz gespannt wurde. Auch ist in den drei ersten Evangelien vom An — Nageln nichts erwähnt, und erst das späte johanneische weiß von den Wundmalen der Nägel an den Händen des Auferstandenen. Oft erst nach mehreren Tagen führten Hunger und Durst, Sonnenbrand und Nachtkälte, die Stockung des Bluts durch Unterbindung und die Krämpfe infolge der gräßlich verrenkten Gliederstellung das Ende herbei. Schon eine mildernde Gnade war es, wenn man die Qual des Delinquenten abkürzte und ihm durch Zerschmettern der Knochen den Garaus machte. Eben das widerfuhr nach dem biblischen Bericht den mit Jesu gerichteten Schächern, aber nicht aus Gnade, sondern lediglich weil die Juden sie nicht noch den folgenden Tag über, da derselbe der Ostersabbath war,

lebend wollten hängen lassen. An Jesus wird es unterlassen, weil er nach sechsstündigem Hängen am Kreuz schon gestorben war.

Daß er so schnell gestorben sein solle findet Pilatus erstaunlich und glaubt es erst auf das Zeugniß des zum Verhör darüber berufenen Centurio, der die Bedeckungsmannschaft befehligt hatte. *) Auch

*) Luther übersetzt die betr. Stelle (Ev. Marci 15, 44) nicht ganz richtig „P. aber verwunderte sich, daß er schon todt war.“ Ἐθαύμασεν εἰ ἤδη τέθνηκε, in gleicher Kürze deutsch nicht wiederzugeben, drückt das Erstaunen über die erhaltene Nachricht, aber zugleich deu Zweisel daran aus, daß sie schon richtig sein könne. Also etwa: frug sich erstaunt, ob er wirklich schon gestorben.“ Erst als derselbe Hauptmann, dem Ev. Marci 15, 39 beim Todesschrei Jesu das Bekenntniß zur Gottessohnschaft des Gerichteten in den Mund legt, versichert, er sei wirklich bereits gestorben, (πάλαι, d. h. lange genug todt, um die Abnahme vom Kreuze zu gestatten, wie aus dem folgenden Verse hervorgeht), ist auch der Landpfleger beruhigt und schenkt die Leiche einem heimlichen Jünger des Gekreuzigten. — Hier haben denn auch die Rationalisten die Hebel ihres Scharssinns angesetzt zur natürlichen Erklärung der Auferstehung als Erwachen aus todähnlichem Starrkrampf; und, man muß es zugeben, in diesem einzigen Fall nicht ohne Glück und einige Wahrscheinlichkeit des Ergebnisses. Das Sträuben des Pilatus gegen die Hinrichtung und seine Geneigtheit zur Milde machen die Möglichkeit eines solchen Verlaufes sehr faßlich. Was aber weit schwerer wiegt, ist das Eingeständniß des evangelischen Berichts, daß Priester und Pharisäer von einem solchen natürlichen und selbst betrüglichen Hergang der Auferstehung überzeugt waren, und vollends das übereifrige Bemühn, diesen Verdacht zu entkräften durch Beweise des wirklichen Todes Jesu und durch die Erzählung von der amtlichen Versiegelung 'und Bewachung des Grabes. Wie dem auch sei, für die Auferstehung ist die mythische Erklärung allein gewiß nicht ausreichend. Zu so weltbewegender Wirkung gelangt eine Sage nur, wenn ihr eine Sensation machende wirkliche Begebenheit entgegenkommt und sie vermählt mit dem Geschick einer mächtigen Persönlichkeit. Als

hieraus also wäre auf eine wenig widerstandsfähige zarte Leiblichkeit Jesu zu schließen. Das stimmt denn auch zu der Vorstellung, welche seine Denk- und Redeweise uns nahe legt: daß er ein Mann mit übermächtigem Hirn und hoch gefeintem, auf Kosten der animalischen Kraft und Muskelfülle vergeistigtem Nervensystem gewesen sei.

Vielleicht nicht völlig grundlos ist ferner die Vermuthung, Jesus möge, als Galiläer, nicht rein semitischen Blutes gewesen sein. Den Juden selbst galten die Galiläer für gemischten Stammes und nicht ganz vollbürtig. Ihre Durchsetzung mit Ariern aus der Nachbarschaft ist mehr als nur wahrscheinlich; wie denn auch in den Lehren der Essäer und Jesu

---

Beispiel dafür anzuführen ist die Vertiefung und gänzliche Umgestaltung der Nibelungensage durch ihre einzige nachweisbare Vermählung mit der Geschichte, zu welcher der plötzliche, durch Blutsturz, aber vielleicht auch wirklich gewaltsam erfolgte Tod Attilas in der Nacht nach seiner Verbindung mit einer deutschen Fürstentochter den Anlaß gab. Die lateinischen Chronisten nennen dieselbe Ildico, was auf einen mit -hilde zusammengesetzten Namen schließen läßt. Allerdings könnte auch umgekehrt der Name erst aus der Sage in die Geschichte übernommen sein; denn Hilde ist ja die personificirte Blutrache. Jedenfalls aber hat erst jenes Ereigniß zur Umnennung der Geliebten Sigfrids, Gudrun, mit dem Namen ihrer Mutter, Grimhild, geführt und so „Krimhilden Rache“ zum verwandelnden neuen Kern der alten Mär auswachsen lassen.

selbst Anklänge an den Buddhismus kaum bestritten werden können.

Nach diesen Spuren und erlaubten Vermuthungen hat uns hier ein wackerer Meister mit poetischer Wahrheit zu ersetzen versucht, wovon die den Semiten eigene, auf Unfähigkeit beruhende Verachtung der bildenden Kunst eine wirkliche Ueberlieferung unmöglich machte. Er hat sich völlig losgesagt von der herkömmlichen Darstellung. Kein Heiligenschein umgibt dies hochstirnig edle, blond gelockte Haupt mit dem mehr germanischen als semitischen Schnitt der Züge. Nichts will und soll an wundersam Ueberirdisches auch nur erinnern. Die Hoheit dieses Blicks ist die Hoheit des selbstgewissen Genius. Ihr Göttliches ist nur das echt und edel Menschliche. Wenn uns diese vergeistigte, fast ein wenig hagere Gestalt zwar ahnen läßt, daß sie schwerlich starke Anfechtungen abzuwehren hatte um ähnlichen Versuchungen, wie die Sünderin vor ihm, nicht zu erliegen, so weist doch das feine Lächeln dieser Lippen die unmenschliche Freiheit von den Trieben der Natur eben so entschieden zurück, als es der in seiner Einfachheit hinreißend herrliche Spruch

thut, welchen sein Finger in den Sand geschrieben hat. Diesen Mann können wir uns leicht vorstellen auch inmitten einer Schaar blühender Kinder die er streichelt und herzt und die ihm, mit dem sichern Instinct der holden Menschenknospen den gotthaften Vollmaun spürend, in Liebe aufgebannt sind, wohin er kommt. Diesen Mann denken wir uns gern heiterer Lebenslust und Scherzen hingegeben unter den Hochzeitsgästen zu Cana. Gewiß nicht dieses Mannes und gewiß auch nicht des wirklichen Jesus Schuld ist es, daß die von ihm gestiftete Religion gar bald eine lebensfeindliche, weltverdrossene, lustverbitternde und freudenverdammende Richtung eingeschlagen hat.

Wie vorhin, während wir uns vertieften in das Mysterium des Opfers und des leidenden Gottes, das plastische Bild des gekreuzigten Christus der Mittelpunkt unseres Schauens war, so sei jetzt, bei der Dank- und Gedächtnißfeier, der hier im Gemälde versinnlichte liebenswerthe Mensch Jesus Beherrscher unserer Stimmung. Zum letztenmal für heute lassen wir vom Lebensbilde unsere Blicke jetzt zurückkehren zum dornengekrönten blutenden Leidensbilde, indem

wir jenem Manne den Dank dafür darbringen, daß er sein Werk mit diesem qualvollen Tode besiegelt und so der Christenheit für die Siegeslaufbahn ihrer Erlösungsarbeit das Ideal und sein Banner, den Gott am Kreuze, gegeben hat. Nun aber sinke wieder der verhüllende Schleier über das Krucifix; denn nicht Trauer, sondern Freude soll in unsern Herzen walten während wir das Gedächtniß Jesu, wie die ältesten Gemeinden, als Fest- und Liebesmahl begehen.

So brechet euch nun ein Jeder der Reihe nach einen Brocken ab von diesem ungesäuerten Brot, wie es Jesus that in der Nacht da er verrathen ward, und gedenket seiner indem ihr es esset. Dann laßt auch den Kelch von Hand zu Hand gehn und erfüllt, indem ihr vom Weine trinket, den Wunsch des Meisters: seine Jünger möchten sich, so oft sie beim Ostermahl den Kelch nähmen, seiner erinnern und seines wehmuthsvollen Spruches in der letzten Nacht: ich werde nicht mehr kosten von diesem Gewächse des Weinstocks.

Jetzt nur noch Eins bevor ich das Zeichen gebe zum Auftragen der Speisen.

Wir verwerfen als mit verdunkelnden Zusätzen gewaltthätig hineingedeutelt in Jesu Worte und als abstoßend häßliche Vorstellung das Dogma, daß Brot und Wein sich durch ein Mirakel in den Leib und das Blut Christi des Gottes verwandele. Es widersteht uns, auch nur in symbolischem Spiel eine Erinnerung anklingen zu lassen an Menschenverspeisung. Dem Besieger des Opferwesens meinen wir es schuldig zu sein, die Feier seines Gedächtnisses zu befreien von jeder Vorstellung einer sinnlichen Opferhandlung. Wir meinen sie nur verbinden zu sollen mit dem Gedanken an diejenigen Opfer, welche uns die Sittengebote des werdenden Gottesreiches täglich auferlegen und welche wir darzubringen haben mit oft schmerzlichem Verzicht auf die Stillung der Begierden und die Erfüllung der Neigungen unserer Natur als Einzelwesen, ja, wenn es nöthig ist, selbst mit Hingabe unseres Lebens, um unser und unseres Geschlechts unsterbliches Wesen dem Ideal unseres Glaubens weiter zu nähern und getreulich fortzuarbeiten an der Erlösung Gottes in der Menschheit.

Gleichwohl dünkt uns Eines der Erhaltung und

Pflege werth sogar vom altheidnischen Opferbrauch. Den Griechen war, wenigstens in der homerischen Zeit, jedes Opfer zugleich ein Festessen, jede Mahlzeit ein Opfer, als solches bezeichnet durch Verbrennung einiger Bissen Speise oder Ausschütten einiger Tropfen Weines. Dies Ceremoniell ist abgewelkt; die Meinung aber, die es ausdrückte, ist auch die unsrige. Auch wir sagen

Bei Tische sich nur eben satt zu essen
Heißt Menschenwürde, Menschenpflicht vergessen.
Wir sollen weih'n, veredeln Speis' und Trank
Mit heitrer Andacht und Erlösungsdank.

So gewinnen wir endlich sogar dem Dogma von der Wein- und Brotverwandlung einen Gehalt und den Einsetzungsworten „das ist mein Leib und Blut" einen Sinn ab, an den zwar Jesus schwerlich gedacht hat, dem es aber weder an poetischer Wahrheit fehlt, noch an Würdigkeit, unserer Lehre von Christus als dem Idealbilde der göttlichen Menschheit einverleibt zu werden.

Nur von Weitem hingezielt auf diesen Sinn

hat ein unlängst verstorbener Dichter, **Anastasius Grün**, indem er sang:

Am Hochaltar, umflammt vom Kerzenglanze
Strahlt in des Priesters Hand die Goldmonstranze
Um die als Kranz, aus lauterm Gold gegossen,
Ein Rebenreis und eine Aehre sprossen.
Da denkt die Aehre still: Ich wollt', ich stünde
Im Felde bei den Schwestern, frei im Winde
Wie sie zu wallen in dem goldnen Reigen
Und selbst das Haupt, von Segen schwer, zu neigen;
Da denkt die Rebe still: O dürft' ich sprossen
Auf steilem Hügelrain bei den Genossen.

Das Aehrenmark, das als Oblate in der Monstranz, und der Rebensaft, der im Kelch nach dem Glauben der Messehörenden in Gottes Leib und Gottes Blut verwandelt wird, sehnen sich, theilzunehmen an der höchsten Erdenwürde um in Menschenleib und Menschenblut umgewandelt Mitträger zu sein der irdischen Erscheinung des Göttlichen.

Das ist der unausgesprochene letzte Gedanke, zu dem die Worte des Dichters eben nur den Pfad zeigen.

Begnügen auch wir uns, diese Vorstellung eben nur anklingen zu lassen. Ihre Mahnung, daß der

Mensch auch die Ernährung seines Leibes als ein **Sacrament**, als würdige Erhaltung eines lebendigen **Tempels**, betrachten und demgemäß bewirken solle, **gebe**, wie jedem unserer Mahle, so besonders dem **heutigen** seine Weihe.

Ihm dankend der in uns die Welt begreift
Und unsre Saat mit seiner Sonne reift
Laßt seine Gaben uns gedeihlich sein,
Uns daseinsfroh, im Herzen heilig sein.

Vom Verfasser erschienen in demselben Verlage:

Nibelunge I. Lied Sigfridsage, 7te Aufl.

Prachtausgabe in 2 Bdn. Mk. 12. Geb. Mk. 14. 40.
Dasselbe bill. Ausg. in 1 Bd. 9te Aufl. Mk. 6. Geb. Mk. 7.

Nibelunge II. Lied Hildebrants Heimkehr.

Prachtausgabe in 2 Bdn. Mk. 12. Geb. Mk. 14. 40.
Dasselbe bill. Ausg. in 1 Bd. 4te Aufl. Mk. 6. Geb. Mk. 7.

Strophen und Stäbe.

Kleinere Dichtungen. Mk. 6. Geb. Mk. 7.

Der epische Vers und sein Stabreim.

Mk. 1. 50.

Das Kunstgesetz Homer's und die Rhapsodik.

Mk. 1. 80.

Durch's Ohr.

Lustspiel in 3 Akten. Dritte Auflage Mk. 2.

Arthur Arden.

Schauspiel in 5 Akten. Mk. 3.

Homer's Odyssee,

übersetzt und erklärt von W. Jordan. Mk. 5. Geb. Mk. 6.

Epistels Briefe.

Mk. 5. Geb. Mk. 6.

Andachten.

Mk. 5. Geb. Mk. 6.

Druck von Kumpf & Reis in Frankfurt a. M.